

Erik Simon

Mondmysterien



SHAYOL

Erik Simon

Simon's Fiction:
Phantastische Geschichten
Band 2

Herausgegeben von
Hans-Peter Neumann und Sara Schade

SHAYOL

Mondmysterien

Mondphantome, Erdbesucher
Schlangweisers Modellbaukasten
Mysteria fantastica

Erzählungen und andere Fiktionen

LESEPROBE

SHAYOL

Erik Simon: Mondmysterien
(Simon's Fiction. Band 2)
Herausgegeben von Hans Peter Neumann und Sara Schade
Titelbild von Franz Miklis

Originalausgabe
Erste Auflage 05/2003

© 1976 2003 Erik Simon und Ko Autoren (für die Erzählungen, das Gedicht und die Kommentare)
Die Daten der Erstpublikationen sind am Ende des Bandes bei den „Quellen und Anmerkungen“ verzeichnet.
© 1978 Bernhard Thieme (für die Übersetzung von Guy de Maupassants „Der Horla“)
© 2003 Hans Peter Neumann und Sara Schade (für die Zwischenbemerkungen)
© 2003 Franz Miklis (für das Titelbild)
© 2003 Erik Simon und Shayol Verlag (für die Zusammenstellung dieser Ausgabe)

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Hans Peter Neumann
Umschlaggestaltung & Herstellung: Ronald Hoppe
Druck: Schaltungsdienst Lange, Berlin
Printed in Germany

SHAYOL Verlag
Bergmannstraße 25
10961 Berlin
E Mail: shayol@epilog.de
Internet: www.shayol verlag.de

ISBN 3 926126 24 8

Mondphantome, Erdbesucher

Phantastische Geschichten

Der Band Mondphantome, Erdbesucher erschien erstmals 1987 als Erik Simons viertes Buch und knüpfte in Inhalt, Struktur und Gestaltung an seine 1979 vorangegangene Sammlung Fremde Sterne an. Abermals sind die (ursprünglich 14) Erzählungen in thematischen Abschnitten geordnet, die auch für die vorliegende Ausgabe beibehalten, aber um fünf thematisch passende Texte, darunter drei Erstveröffentlichungen, erweitert wurden.

Simons Neigung – zugleich seine besondere Begabung –, Genrekonventionen und Erzählstile zu variieren, zu parodieren oder zu invertieren, wird in allen drei Abschnitten des Bandes deutlich. Besonders im ersten, „Phantome“, leben die Geschichten von originellen SF-Ideen oder von der Konfrontation des Ungewöhnlichen mit dem Alltag: ein Perpetuum mobile gefährdet das Weltbild eines Patentbeamten, das romantische Sujet vom Doppelgänger, der seinem alter ego einen nächtlichen Besuch abstattet, wird ins Groteske übersteigert, und in einer gemeinsam mit Frank Petermann verfaßten Erzählung nimmt die Frage nach dem Erzeuger eines Kindes ungeahnte Dimensionen an. Mehrere der Geschichten sind im Grenzbereich der SF angesiedelt oder gehen völlig über diese hinaus, wie die kurze, sprachlich ungewöhnlich dichte Gespenstergeschichte „Der Graue“.

Im zweiten Abschnitt, „Zwischen Erde und Mond“, gewinnen vier eng zusammenhängende Texte dem alten SF-Motiv des Sauerstoffmangels in einem havarierten Raumschiff neue Aspekte ab; besonders die unterschiedlichen Erzählperspektiven verleihen der sehr realistisch geschilderten Handlung eine ungeheure Eindringlichkeit. Die Gesamtheit dieser vier Erzählungen gilt als Simons literarisch anspruchsvollste und von der professionellen SF-Kritik am höchsten geschätzte Arbeit.

Im dritten Abschnitt, „Besucher“, verschiebt sich der Blickwinkel der Erzählungen schließlich ein weiteres Mal. Nun ist es der fremde Blick von Außerirdischen, der auf die menschliche Gesellschaft fällt und in seiner Spiegelung Anlaß gibt zu satirischen Kommentaren. Kosmische Händler hinterlassen den Menschen ein überraschendes Geschenk. Die in frühhistorischer Zeit gelandeten außerirdischen Besucher verfolgen trotz ihrer Verehrung als Gottheiten wenig göttliche Ziele. Und Mau-passants berühmter „Horla“ hat Simon zu einem weiteren seiner ambitionierten Experimente inspiriert: der Perspektivwechsel ergibt eine völlig andere Geschichte, die dennoch dem Vorbild an Intensität nahekommt.

Phantome

Der Untergang der Erde, vom Mond aus betrachtet

Noch hing der Erdball blauweiß glänzend über den Resten des Ringwalls; ein schönes, unversehrtes Rund, leuchtete er überm westlichen Rand des alten Kraters Rocca, wo seit unvordenklichen Zeiten sein Platz war. So zumindest schien es, aber die beiden Männer in den massigen, auf dem Monde freilich trotzdem leichten Raumanzügen wußten, daß der Schein trog. Seitdem Tag für Tag neue mächtige Kernladungen gezündet wurden, war alles anders geworden.

Hinter ihnen lag tief im Mittelpunkt des Kraters die Station im Dunkel, doch die lange Mondnacht ging zu Ende, und die höchsten Felsspitzen unterhalb der Erdkugel hatte das Sonnenlicht schon erreicht. Die beiden waren unterwegs, um in einiger Entfernung von den Wohnkuppeln einen Seismiksensoren auszutauschen; der Größere trug darum einen langen Sondierstab bei sich, mit dem die in den Mondboden versenkten Sensoren aus der Bohrung geholt werden. Nun aber hielten sie für einen Augenblick inne, nebeneinander, den Blick zur Erde gerichtet.

„Ich hätte sie doch kommen lassen sollen“, sagte der etwas Größere. „Natürlich, das Leben auf dem Mond hat seine Nachteile, aber immerhin sind schon Zehntausende herübergekommen, und wenn es so weitergeht, wird man hier bald nicht schlechter als auf dem Planeten dran sein. Aber wie das so ist – es findet sich immer wieder ein triftiger Grund, die Reise zu verschieben, und wenn man sie schon ein paarmal aufgeschoben hat, kommt es auf ein paar Wochen dazu auch nicht mehr an.“ Er stützte sich mit der Rechten auf den Sondierstab – was unter der geringen Schwerkraft eher eine unwillkürlich demonstrative Geste als ein Zeichen von Erschöpfung war –, der blauweißen Scheibe am schwarzen, bestirnten Himmel zugewandt. „Damals, als wir geheiratet haben, wollte eigentlich ich so bald wie möglich meine Arbeit hier abschließen und auf den Planeten zurückkeh-

ren. Aber unter den gegenwärtigen Bedingungen ... Der Mond *hat* eine Zukunft.“

Sein Gefährte, der links von ihm etwas höher stand, legte ihm den Arm mit dem dicken vakuumsicheren Handschuh auf die Schulter. „Du solltest ihr noch einen Funkspruch von der Station aus schicken, solange es so einfach ist wie jetzt, und sie bitten zu kommen. Du mußt doch die nötigen Worte finden können, um sie zu überzeugen, gerade jetzt, wo wir auf dem Mond einen neuen Anfang versuchen.“ Er nahm den Arm wieder von der Schulter des anderen und fügte hinzu: „Aber dann müssen wir uns beeilen. Sonst kann es passieren, daß wir schon keine Verbindung mehr erhalten, wenn wir wieder in der Station sind. Es wäre besser, wenn wir vor der nächsten Serie Kernexplosionen zurück sind.“

„Du hast recht.“ Der Größere faßte den Stab fester. „Nur noch einen Moment. Früher hab ich die Erde so oft dort gesehen und sie nie beachtet. Aber jetzt ... Es wird ziemlich lange dauern, bis wir sie wieder so wie heute zu Gesicht kriegen.“

Dann folgte er der zweiten Gestalt im Raumanzug, die schon ein paar Schritte weitergegangen war. In diesem Moment erreichte die Sonne in ihrem Rücken die Helme, und rasch glitt die Schattengrenze an ihnen abwärts zu den in schweren Schuhen steckenden Füßen. Beide setzten sie nun ihren Weg fort, dem makellos blauweiß glänzenden Erdball entgegen, der sehr langsam hinter dem sonnenüberfluteten Ringwall im Westen versank – zum erstenmal, seit die Menschen auf dem Mond mit gewaltigen nuklearen Sprengungen riesige Stücke des Himmelskörpers ins All schossen und so seine Rotation allmählich beschleunigten, um den Wechsel von Tag und Nacht zu verkürzen, die mörderischen Temperaturschwankungen zu mildern und die Schaffung einer Mondatmosphäre vorzubereiten, damit künftige Generationen zwei gleichermaßen schöne und gastliche Welten ihr eigen nennen konnten.

Die Spinne

Aber vielleicht ist in dieser Geschichte wenigstens ein tieferer Unsinn verborgen?

Ein Rezensent

Es begann damit, daß mir vom Tippen auf der Schreibmaschine der Rücken weh tat. Ich sitze dabei nämlich immer auf einem Möbel, das den Namen „Liege“ zu Recht führt, weil es sich gut zum Liegen eignet, jedoch weniger zum Sitzen. Zudem ist mein Tisch zwar sehr modern, aber etwas zu niedrig zum Maschinenschreiben, das ich auch nie richtig gelernt habe. Deshalb der Schmerz in der Gegend der Schulterblätter. Also faßte ich die Bezeichnung meiner Sitzgelegenheit als Imperativ auf und legte mich lang.

Ich lag auf dem Rücken, die Arme unter dem Kopf; das ist angenehm, die Rückenmuskulatur wird dabei entspannt, und der Schmerz läßt rasch nach. Für ein paar Augenblicke war ich mit mir und der Welt zufrieden, und als ich die Spinnweben an der Zimmerdecke erblickte, empfand ich sogar so etwas wie Sympathie für die achtbeinigen Erbauer dieser Netze. Dabei kann ich Spinnen eigentlich nicht leiden, empfinde ihnen gegenüber einen völlig unbegründeten instinktiven Abscheu, wie wohl viele Menschen. Ich weiß natürlich, daß Spinnen nützliche Tiere sind, und lebe mit ihnen im Zustand friedlicher Koexistenz. Sie tun mir nichts, ich tu ihnen nichts; höchstens, daß ich mich von Zeit zu Zeit aufraffe, allzu alte und verstaubte Spinnweben zu entfernen.

Wie ich aber so auf dem Rücken lag, mochte ich daran gar nicht denken; ich war viel zu träge. Mich störten nicht einmal mehr die Flecke, die über den Fenstern an der Decke erschienen waren, nachdem die Mieter über mir während eines Wolkenbruches in der Nacht zum Freitag vor Pfingsten ihre Fenster offengelassen hatten. Der Gedanke daran, wie es wohl nach jener Regennacht in der Wohnung über mir ausgesehen hatte, versöhnte mich

endgültig mit der Existenz der Wasserflecke. Das Haus ist nämlich fast zweihundert Jahre alt, eine Festung mit halbmeterdicken Sandsteinmauern, mit Deckenbalken aus massivem Vierkantholz, einer direkt neben dem anderen. Wenn da die Feuchtigkeit bis in meine Wohnung durchgedrungen war, mußten die über mir eine Überschwemmung gehabt haben.

Der geruhssame Fluß meiner Gedanken wurde unterbrochen, als ich plötzlich den schwarzen Punkt schräg über mir bemerkte, den ich wohl schon seit geraumer Zeit angestarrt, aber nicht bewußt wahrgenommen hatte. Die Spinne – sie mochte vielleicht einen halben Zentimeter groß sein – hing offenbar an ihrem Faden von der Decke herab. Ich wunderte mich ein wenig, daß sie nicht hin und her pendelte, obwohl doch beide Fenster offenstanden und des öfteren ein Luftzug ins Zimmer drang. Da sie aber nicht direkt über mir hing, sondern über der meiner Liege abgekehrten Kante des Tisches, interessierte mich das nicht länger, und ich wandte meine Gedanken anderen Dingen zu.

Zunächst hatte ich die Absicht, mich erneut hinzusetzen und die Schreibmaschine zu malträtiert. Ich schlug mir das aber bald wieder aus dem Kopf, denn seitdem ich ein paarmal auch noch nachts im Traum getippt habe, weiß ich, wann ich aufhören muß. Ich schrieb damals an einer Erzählung, mit der ich nicht vorankam und die bis zum heutigen Tag ein Torso geblieben ist. Zu der Idee, ein Gespenst in der kybernetischen Umwelt der Zukunft auftreten zu lassen, ist mir keine auch nur annähernd passende Geschichte eingefallen. Wenn schon angesichts des „Gespenstes von Canterville“ kaum jemand in die traditionelle Ohnmacht fällt oder wenigstens vorschrittmäßig von panischem Entsetzen gepackt wird, da dergleichen bereits zu Wildes Zeiten anachronistisch war, wie bedauerenswert unzeitgemäß, wie rührend hilflos muß so ein Phantom dann erst in der Welt der Zukunft sein! Schließlich ist jeder auch nur einigermaßen Gebildete überzeugt, daß es nichts, aber auch gar nichts Übernatürliches, Jenseitiges, letzten Endes Unerklärliches gibt. Was sich heute an Merkwürdigem in der Welt ereignet, geschieht in hypermodernen Laboratorien oder irgendwo weit entfernt, etwa auf anderen Planeten. Wird wirklich einmal irgendwo etwas völlig

Neues entdeckt, dann betrifft das nur einen derart kleinen Teil unseres Lebensbereiches, daß sich höchstens die Fachleute der betreffenden Spezialdisziplin deswegen ereifern.

Unversehens spürte ich irgendeine Veränderung. Augenblicke später wußte ich auch, was sich verändert hatte: Die Spinne hing jetzt genau über mir. Nun ist das an und für sich nicht weiter aufregend, aber ich mag es nicht, wenn Spinnen über mir hängen. Wie sie eigentlich dorthin gekommen war, darüber machte ich mir vorerst keine Gedanken, obwohl es doch einigermaßen befremdlich schien: Schließlich befand sie sich vor ein paar Minuten noch an einer ganz anderen Stelle, und an ihrem selbstgesponnenen Faden konnte sie logischerweise nur rauf- und runterklettern.

Ich schritt zur Tat und stellte mich auf die Liege. Die Federn gaben zwar fast zehn Zentimeter nach, trotzdem vermochte ich die Spinne jetzt bequem zu erreichen. Mit einem Lineal wollte ich den Spinnfaden durchtrennen, aber so, daß er am Lineal klebenblieb und ich die Spinne in einer anderen Ecke des Zimmers laufenlassen konnte – in dergleichen Aktionen habe ich eine gewisse Übung. Es wurde aber nichts daraus: Zwischen der Spinne und der Zimmerdecke gab es gar keinen Faden!

Zum erstenmal begann ich die Angelegenheit erstaunlich zu finden. Das hielt allerdings nicht lange vor, denn sofort fiel mir eine naheliegende, triviale Lösung des vermeintlichen Rätsels ein: Die Spinne saß offenbar auf einem Faden, der schräg von der Zimmerdecke bis zu der Wand verlief, an der meine Liege steht. Das erklärte auch, wieso sie erst über dem Tisch und nun über meinem Kopfkissen hing. Immerhin hätte das bedeutet, daß dieser Faden rund drei Meter lang war. An meinem Vorhaben mit dem Lineal änderte das freilich nichts, höchstens, daß es mir ein wenig leid tat, die ungewöhnliche Hängebrücke zu zerstören. Als ich aber mit den Augen diesen Faden suchte, um ihn von der Wand zu lösen, fand ich ihn nicht. Ich sah aufmerksamer hin – nichts. Jetzt wurde die Sache allmählich mysteriös, und ich begann den Fall ernsthafter zu untersuchen, ohne jedoch mehr als eine gelinde Verwunderung zu empfinden. Ich tastete mit der Hand den Raum rings um die Spinne ab, umkreiste sie in allen möglichen Richtungen, ohne irgendwo auf den geringsten Wi-

derstand zu stoßen. Der Gliederfüßler nahm von meinen Bemühungen keinerlei Notiz, sondern saß völlig bewegungslos – oder besser: schwebte – einfach in der Luft, im freien Raum. Und das entsprach, vorsichtig ausgedrückt, nicht dem, was man von einer Spinne erwarten durfte. Ich stieg von der Liege, setzte mich auf das Fußende und dachte nach, ohne den Blick von dem rätselhaften Wesen zu wenden.

Ein Traum war das jedenfalls nicht, dessen war ich mir ganz sicher. Mir kamen ein paar „wissenschaftliche“ Erklärungen des Phänomens in den Sinn, etwa daß die Spinne mit einem leichten Gas gefüllt sei, daß ihr Körper Eisen enthalte und in einem inhomogenen Magnetfeld schwebe und dergleichen Blödsinn. An eine Halluzination glaubte ich nicht, trotzdem unternahm ich einen Test, von dem ich mal irgendwo gelesen hatte: Ich drückte mit dem Zeigefinger leicht gegen den linken Augapfel, genauer gesagt, gegen das linke obere Lid. Da sich nicht nur das Bild des Zimmers, sondern auch das der Spinne verdoppelte, entfiel auch die Möglichkeit einer Sinnestäuschung. Ich ließ es dabei bewenden, denn derartige Gedankengänge führen zu nichts, höchstens in einen gepolsterten Raum ohne Klinken an den Türen, wenn man's übertreibt.

Langsam wurde mir unbehaglich zumute; nicht, daß ich direkt Angst gehabt hätte – wer fürchtet sich schon ernsthaft vor einer halbzentimetergroßen Spinne –, aber irgend etwas war hier augenscheinlich nicht in Ordnung.

Dann blitzte in meinem Gedächtnis das Wort „Fluktuation“ auf, und sogleich wunderte ich mich, wieso ich nicht längst auf diese Erklärung gekommen war. Im Physikunterricht hat jeder einmal etwas von der Brownschen Bewegung gehört, jener mikroskopischen ungeordneten Bewegung der Moleküle. Rein theoretisch war es möglich, daß ständig mehr Luftmoleküle von unten als von oben an den Körper der Spinne stießen und ihn so in der Schwebelage hielten. Nun kann man aber mit Fluktuationen schlechthin alles erklären; der Haken an der Sache besteht darin, daß solche Zufälle derart unwahrscheinlich sind, daß man sie als völlig unmöglich betrachten muß. Hätte ich versucht, die rätselhafte Erscheinung als Fluktuation zu deuten, hätte ich ebensogut

an eine göttliche Offenbarung oder an Kräfte aus dem Jenseits glauben können. Ich gestehe, daß mir auch in dieser Richtung einige Gedanken durch den Kopf gingen; ich möchte wissen, wie Ihnen in meiner Situation zumute gewesen wäre ...

Die Spinne selbst entthob mich vorerst weiterer Meditationen. Sie setzte sich nämlich in Bewegung und lief – jawohl: lief! – etwa einen knappen Meter weit durch die Luft, bis sie sich wieder ungefähr da befand, wo ich sie zuerst erblickt hatte. Dort über dem Tisch blieb sie dann sitzen, hängen, schweben – nennen Sie es, wie Sie wollen; die Spinne rührte sich jedenfalls nach ihrem Spaziergang nicht vom Fleck. Ich stand auf, nahm aus dem Schrank ein Limonadenglas, griff mir aus meiner Korrespondenzmappe eine Postkarte, die mir eine Bekannte aus Polen geschickt und auf der sie mir frohe und sonnige Pfingsten gewünscht hatte, stieg damit auf den Tisch und begann die zweite Phase meiner experimentellen Untersuchungen.

Zuerst hielt ich die Karte waagrecht unter das Tier und zog sie dann mit einem Ruck nach unten. Wenn an der Fluktuationshypothese wirklich etwas Wahres gewesen wäre, hätte zumindest jetzt der Luftzug die Spinne nach unten reißen müssen, aber eben dies tat er nicht. Dann nahm ich das Limonadenglas, um sie im Falle des Falles darin aufzufangen, und tupfte sie mit einer Ecke der Karte ganz vorsichtig an. Sie fiel aber nicht in das Glas, sondern lief eilig einen halben Meter nach oben, um dort wieder zu verharren. Diesmal hatte ich genau gesehen, wie das vor sich ging. Es war, als lief die Spinne auf einer unsichtbaren Wand, nur daß die Wand nicht einfach unsichtbar, sondern überhaupt in keiner Weise wahrnehmbar war; mit anderen Worten: Die Achtfüßige spazierte da auf einer Wand herum, die es gar nicht gab. Die Angelegenheit wurde dadurch nicht weniger rätselhaft, aber immerhin war wenigstens eine gewisse Methode darin zu erkennen. Mir fiel ein passendes Zitat aus „Hamlet“ ein, aber ich hatte ja, wie gesagt, schon vorher Halluzinationen und Schlimmeres ausgeschlossen.

Die Spinne saß jetzt knapp unter der Zimmerdecke, und die ist in meinem Haus ziemlich hoch. Auf dem Tisch stehend, konnte ich mit meiner Karte die Spinne gerade noch von oben her berüh-

ren, worauf diese wieder ein Stück herunterkam. Dann tippte ich sie seitlich an, und sie machte sich prompt in horizontaler Richtung auf den Weg, bis sie wieder über meiner Liege anhielt. Alles in allem schien es eine etwas phlegmatische Spinne zu sein.

Jetzt muß ich wohl endlich eine Lageskizze von meinem Zimmer geben. Also, wenn Sie vom Korridor ins Zimmer treten, sehen Sie vor sich die Fensterfront, an der Wand rechts mit dem Kopfende zum Fenster meine Liege, links gegenüber einen großen Schrank – aber der interessiert hier überhaupt nicht. Parallel zur Liege steht der erwähnte Tisch, so ungefähr in der Mitte des Zimmers. Die Spinne saß nun auf einer imaginären Wand, die praktisch parallel zur Fensterfront quer durch Schrank, Tisch und Liege verlief, und zwar auf der den Fenstern zugekehrten Seite dieser ominösen Wand. Ich überzeugte mich davon, indem ich, auf der Liege balancierend, von der Fensterseite aus das Limonadenglas über die Spinne stülpte und sie durch Bewegungen mit dem Glas zwang, auf ihrer Wand hin und her zu laufen. Schließlich wurde es ihr wohl zu dumm, und sie setzte sich einfach auf die Innenseite des Glases. Da drehte ich das Glas um und zog es langsam rückwärts auf die Tür zu durch jene Wand – die Spinne wurde durch eine unerklärliche Kraft herausgedrängt und saß schließlich wieder auf ebenjener „Wand“. Sie lief darauf entlang bis zu ihrem Lieblingsplatz über dem Tisch.

Ich kletterte ihr nach und machte dabei erneut eine überraschende Entdeckung. Als ich begonnen hatte, die Spinne zu belästigen, hatte ich fast in der Mitte des Tisches gestanden; jetzt mußte ich mich auf das den Fenstern zugekehrte Tischende stellen, wenn ich sie erreichen wollte. Es sah ganz so aus, als habe sich die gesamte imaginäre Fläche zur Fensterfront hin verschoben. Mit Karte und Glas jagte ich die Spinne ein wenig umher und überzeugte mich dabei, daß sich an der Richtung der Spinnenwand nichts geändert hatte, nur war sie jetzt näher an den Fenstern. In diesem Moment stieß ich versehentlich an meinen Wecker, er fiel vom Tisch. Und seltsam: All die mysteriösen Vorgänge um die Spinne und die geisterhafte Wand hatten mich ein bißchen aufgestört, vielleicht sogar beunruhigt, aber jetzt erschrak ich allen Ernstes. Ich stieg sofort vom Tisch und hob den

Wecker auf. Tatsächlich, er gab keinen Ton mehr von sich. Nun ist das aber ein tschechischer Wecker aus den fünfziger Jahren, den mir die Uhrmacher hierzulande nicht reparieren wollen oder können. Natürlich wäre es an der Zeit, mir einen neuen zu kaufen, aber ich bin an das gute Stück gewöhnt und möchte mich nicht von ihm trennen. Zum Glück habe ich unter meinen Bekannten einen, der früher mal Uhrmacher gewesen ist und dem die Ersatzteilfrage eigentümlicherweise weniger Schwierigkeiten bereitet; er wollte damals aber gerade in den Urlaub fahren. Also ließ ich die Spinne in Ruhe und machte mich schleunigst zu meinem Bekannten auf den Weg. Ich traf ihn auch noch an. Wir sprachen über dies und jenes, nebenbei brachte er meinen Wecker in Ordnung.

Zweieinhalb Stunden später war ich wieder zu Hause, einen tickenden Wecker in der Tasche und den Kopf voller Ideen für weitere Experimente mit der Spinne.

Die Ideen nützten mir aber vorerst nichts, denn ich konnte die Spinne nicht mehr entdecken und die ungewöhnliche Wand natürlich erst recht nicht, denn das Tier war ja das einzige Indiz ihrer Existenz gewesen. Zudem war es mittlerweile recht spät geworden, so daß ich die Suche einstellte.

In der Nacht träumte ich dann allen möglichen Unsinn, wovon ich das meiste aber beim Aufwachen glücklicherweise wieder vergessen hatte. Ich erinnere mich nur noch an Fetzen des Traumes. Da war mein Wecker, der an einem unsichtbaren Seil pendelte, immer stärker ausschwang und schließlich gegen eine Wand aus gläsernen Ziegeln stieß. Ich packte ihn und lief mit ihm die Wand hinauf. Hinter einem Schalterfenster saß dann plötzlich eine Spinne, die sah mich durch eine Brille mit randlosen Gläsern vorwurfsvoll an und sagte: „Aber das ist doch ein tschechischer Wecker!“ Und so weiter in dem Stil. An eines aber erinnere ich mich deutlich: Im Traum wußte ich genau, was es mit der Spinne und der Wand auf sich hatte; es war einfach selbstverständlich, daß ich es wußte. Als ich aufwachte, hatte ich eine Zeitlang so ein quälendes Gefühl, als ob mir etwas Wohlbekanntes entfallen sei, doch diese Stimmung ließ wenige Augenblicke später wieder nach.

Den ganzen Vormittag über – es war an einem Sonntag – suchte ich dann nach der Spinne, graste jeden Kubikdezimeter des Zimmers einzeln ab. Schließlich hatten die systematischen Nachforschungen Erfolg; ich fand, was ich suchte, das heißt was davon übriggeblieben war: An der Wand zwischen den Fenstern erblickte ich wenige Zentimeter unter der Decke einen dunklen Fleck, der bestimmt nicht vom Regenwasser stammte und der am Vortag noch nicht dagewesen war. Zwischen den Fenstern steht eine kleine Kommode, die ich von meiner Großmutter geerbt habe; da stieg ich hinauf und sah mir den neuen Fleck aus der Nähe an. Es waren eindeutig die Überreste einer Spinne, völlig plattgedrückt zwar, aber unverkennbar – ich erkannte deutlich die acht Beine, die den Fleck wie ein Strahlenmuster umgaben.

Ich habe dann lange über die Sache nachgedacht, aber das Ergebnis ist mehr als bescheiden. Was mit der Spinne passiert war, konnte ich mir noch zur Not erklären: Die für mich imaginäre, für das Tier aber durchaus reale Wand hatte sich während meiner Abwesenheit weiter auf die Fenster zu bewegt, und die Spinne war zwischen „ihrer“ und „meiner“ Wand zerquetscht worden. Alles Weitere sind Spekulationen; eine davon, die noch zu den harmlosesten gehört, ist folgende: Gleichzeitig mit unserer Welt und quasi parallel dazu existiert in einer anderen Dimension ein Universum, das zusammen mit unserem in einen mehrdimensionalen Raum eingebettet ist. Jene seltsame Wand und die Spinne gehörten zu dem anderen Universum, nur daß die Spinne – im Gegensatz zur Wand – gleichzeitig auch in unserer Welt existierte; wieso, weiß ich auch nicht. Die beiden Welten bewegen sich in dem mehrdimensionalen Kontinuum mit einer gewissen Relativgeschwindigkeit gegeneinander, und das wurde der Spinne zum Verhängnis.

Ja, ich weiß, das klingt trotz der wissenschaftlichen Terminologie schon ziemlich nach Jenseits, und ich muß gestehen, ich glaube selbst nicht so recht daran. Bitte, wenn Sie eine bessere Erklärung wissen ...

Ach so ... natürlich. Ich habe keinerlei Beweise für meine Geschichte. Was hätte ich denn Ihrer Meinung nach tun sollen?

Die Presse alarmieren? Die Akademie benachrichtigen? Sehen Sie, was wäre dabei schon herausgekommen? Ich hätte mich höchstens unsterblich blamiert. Sowa glaubt einem doch kein Mensch. Fotografieren hätte auch nichts genützt – ganz abgesehen davon, daß ich keinen Fotoapparat besitze –; mit so einem Foto beweist man gar nichts. Wenn Sie wollen, können Sie mit den nötigen Tricks ein fliegendes Nashorn fotografieren.

Richtig, ich hätte die Sache weiter untersuchen sollen, aber dazu war es eben schon zu spät. Ich hatte mir zum Beispiel ein schönes, einfaches Experiment mit einem Fadenpendel ausgedacht, um herauszufinden, ob jene Wand nicht vielleicht doch Körpern unserer Welt einen und sei es noch so geringen Widerstand entgegensetzt. Aber als ich mit der Idee nach Hause kam, war die Wand eben schon weg. Vor unserem Haus liegt ein großer freier Platz, meinen Sie, ich laufe da mitten in der Nacht mit einem Pendel herum, um eine nicht existierende Wand zu suchen?

Wenn ich von solch einem Wunder gelesen hätte, dann hätte es mir leid getan, daß es das nicht wirklich gibt, und nun, da mir diese Sache passiert ist, da ich so etwas mit eigenen Augen gesehen habe, kann ich nicht daran glauben. Verstehen Sie mich richtig – ich weiß genau, daß alles so war, wie ich es erzählt habe, aber das hat so gar keine Beziehung zu allem, was mein Leben ausmacht, das berührt mich eigentlich überhaupt nicht. Ich weiß, so und nicht anders war es, aber dieses Ereignis hat nichts, absolut gar nichts verändert; es ging mich einfach nichts an.

Und jetzt denken Sie über die Angelegenheit, was Sie wollen; ich habe von Anfang an nicht erwartet, daß Sie mir Glauben schenken würden. Ich täte es an Ihrer Stelle ja auch nicht. Und ich habe, wie gesagt, tatsächlich keinerlei Beweise.

Allerdings ... da ist der Fleck in meinem Zimmer, an der Wand zwischen den Fenstern, von den Wasserflecken deutlich zu unterscheiden. Ich habe ihn nicht entfernt – ein schwarzer Fleck mit acht dünnen Strahlen. Aber nein, wie käme ich denn dazu, dort oben eine Spinne zu zerquetschen, wo ich selbst von der Kommode aus nur mit Mühe hinreichen kann? Und außerdem habe ich Ihnen doch gesagt, daß ich mich mit den Spinnen bei aller

Antipathie gut vertragen – sie tun mir nichts, ich tue ihnen nichts.
Na also.

Wirklich wichtig an der Sache war aber, daß mein Bekannter den Wecker ganz wunderbar repariert hat. Die Uhr war seither nie wieder defekt und geht auf die Minute genau. Und das ist nun in der Tat ein Wunder.

Die Frachtluke klemmt

Mysterium fantasticum secundum

„Die Frachtluke klemmt“, meldete Fergusson, nachdem er die Kajütentür hinter sich geschlossen und sich zwischen Schreibtisch und Bücherschrank hindurchgezwängt hatte.

Generalgalaktor Entrich sagte mit befehlsgewohnter Stimme, die keinen Gedanken an Widerspruch aufkommen ließ: „Alt-F4“, dann drehte er den Sessel halb vom Bildschirm weg, fixierte seinen Zweiten Offizier und fragte: „Was gibt’s?“

„Die Frachtluke klemmt“, wiederholte Astrogator Fergusson und sah fasziniert zu, wie der Bordcomputer hinter dem Kommandanten einen Metallfühler ausfuhr und damit zögernd über der vorsintflutlichen mechanischen Tastatur verharnte, während auf dem Bildschirm bunte Flächenelemente herabpurzelten und sich schön locker stapelten. Der Generalgalaktor folgte seinem Blick, drehte den Sessel zurück und schnarrte: „Alt-F4 hab ich gesagt!“

„An dieser Tastatur scheint mir alles alt zu sein“, bemerkte der Bordcomputer im Tonfall eines Sozialarbeiters. „Wenn Sie Ihre Präferenzen etwas genauer spezifizieren könnten ... Sir.“

Der Kommandant legte den Zeigefinger der linken Hand auf die linke Alt-Taste, deren Beschriftung vom jahrzehntelangen Gebrauch unleserlich war, tippte mit dem Zeigefinger der Rechten ganz sacht auf die Funktionstaste 4 und wartete ab, bis der Metalltentakel diese Taste drückte. „Na bitte, es geht doch“, sagte er, „diese Cherry-Tastaturen sind einfach unverwüstlich“, * schlug aber lieber doch selber auf die Return-Taste, als auf dem Bildschirm der Text „Sind Sie ganz, ganz sicher, daß Sie etwas Besseres zu tun haben?“ erschien. Dann wandte er sich abermals dem Zweiten Offizier zu. „Also, nun sagen Sie schon, was los ist.“

* Interplanetarer Hilfsfonds zur Rettung schiffbrüchiger Raumfahrer, Konto Nr. 459 88 33 44 bei der Stadtparkasse Dresden.

„Die Frachtluke klemmt“, erklärte Fergusson ungerührt, den Blick noch immer an das nunmehr dunkle Fenster am unteren Bildschirmrand geheftet. Mitten in einem wochenlangen Routineflug wie diesem gingen alle an Bord ihren Hobbys nach, anders wäre die Langeweile nicht zu ertragen gewesen; das Bordreglement gestand trotz knappem Platz an Bord jedem Besatzungsmitglied das ausdrückliche Recht zu, „dienstfremde oder -indifferente Gegenstände im zur Ausübung eines schöpferischen Zeitvertreibs notwendigen Umfang, vorzugsweise eine Sammlung, während des Fluges bei sich zu führen“. Der Kommandant sammelte antike Computerprogramme, Fergusson ganz gewöhnliche Briefmarken; die allerdings waren sowieso antik, da die Post längst weltweit die Beförderung materieller Güter als unrentabel eingestellt hatte.

„Ja, und?“

„Jemand sollte sie in Ordnung bringen.“

„In Ordnung. Tun Sie's.“

„Ausgeschlossen, Sir. Ich habe dienstfrei.“

„Dann machen Sie's eben später.“

„Später werde ich voll ausgelastet sein. Ich bin in diesem Schiff, in alphabetischer Reihenfolge, Biosystemkontrollleur, Bordfunker, Elektromonteur, Mechaniker, Navigator, Pilot, Sicherheitsinspektor, Superkargo und Triebwerksingenieur – oder war da noch was? Jedenfalls hat mich allein die Wendeschutzschaltung mit doppelter Verriegelung schon rund zweihundert Überstunden gekostet; haben Sie einen Vorschlag, wann ich die abfeiern soll? Es gibt hier an Bord Personen, die sich praktisch rund um die Uhr mit ihren Sammlungen beschäftigen, während ich so abgearbeitet bin, daß ich von meinen Briefmarken die Finger lassen muß – die Hände zittern zu sehr. Tut mir leid, Sir; schicken Sie jemand anders.“

„Hm. Na gut. Sonst noch was?“

„Nein.“

„Gute Erholung.“

„Danke.“

„Halt, einen Moment. An wen dachten Sie denn?“

Astrogator Fergusson, schon zwischen Bücherschrank und Schreibtisch, drehte den Oberkörper halb zurück, wies beiläufig

auf den Bordcomputer und sagte: „Von mir aus den Freiwilligen da. Oder Sie machen sie mit Alt-F4 zu.“ Dann schloß er hinter sich die Tür.

„Fanden Sie das eben witzig, Sir?“ erkundigte sich nach einer kurzen Pause die Computerstimme.

„Nein. Wieso?“

„Sehen Sie, Sir, nicht einmal Sie fanden es witzig.“ In der Stimme klang Genugtuung. Niemand an Bord wußte, daß der Computer in seiner Freizeit sinnlose Befehle und andere Manifestationen krasser Unlogik sammelte; nur Fergusson hatte sich schon gelegentlich gewundert, daß der Computer fast nach jeder Landung ein weiteres Terabyte Permaspeicher anforderte.

„Du kannst die Luke nicht vielleicht von hier aus reparieren?“ fragte Entrich hoffnungsvoll.

„Nein, Sir. Haben Sie inzwischen meine Materialanforderung unterschrieben?“

„Noch nicht. Wir sind ja auch noch lange nicht da. Erinnerere mich rechtzeitig daran. Und an die Frachtluke auch.“

„Ja, Sir. Wollen Sie das Programm selbst neu starten, oder soll ich ein Software-Interface aufbauen?“

„Du weißt doch, meine Sammlung wird stilecht betrieben, oder gar nicht.“

„Gewiß. Ich muß aber darauf hinweisen, Sir, daß *ich* das Programm von eben nicht über *diese*, ähm, unverwüstliche Cherry-Tastatur * abschalten kann. Wie ich feststellen konnte, bedarf es dazu zweier Manipulatoren. Ich habe hier am Bildschirm aber nur einen.“

„Schon gut.“

Zehn Minuten später – der Generalgalaktor hatte gerade einen Punktstand von 45840 erreicht und war im Begriff, seinen eigenen Rekord zu brechen – klopfte es an der Tür. Der Kommandant rief „herein!“ und beschloß, sich nicht ablenken zu lassen, denn der einzige an Bord, der an der Kommandokajüte noch anklopfte, war der Freiwillige Adalbert, der Praktikant, von al-

* Computer Altersversorgungswerk der multinationalen Hardware Industrie, Konto Nr. 459 88 33 44 bei der Stadtparkasse Dresden.

len beim Vornamen genannt – und in Abwesenheit einfach „der Stift“.

„Darf ich eintreten, Sir?“ fragte der Freiwillige, ein junger rot-haariger Mann.

„Wo stehen Sie jetzt?“ erkundigte sich der Kommandant, ohne sich umzublicken.

„Am Schreibtisch.“

„Dann sind Sie doch schon eingetreten. Was also ... Verdammt, jetzt hab' ich's vermässelt. Und so knapp davor! Kann man denn hier nie ungestört arbeiten?!“ Ungehalten wandte sich der Generalgalaktor dem Praktikanten zu. „Wenn Sie schon mal da sind, können Sie mir den Kaffee geben.“

Adalbert senkte den Blick und erbleichte. „Sir, das ist ein wertvoller Schreibtisch, frühes zwanzigstes Jahrhundert!“

„Ja. Und?“

„Das Furnier verträgt keine Kaffeeflecke!“

„So. In Ordnung, schaffen Sie ihn 'raus. Den Schreibtisch. Aber vorher bringen Sie mir den Kaffee.“

„Sofort?“

„Den Kaffee ja.“

„Bitte, Sir.“

„Danke. Sie können gehen.“

„Sir, ich habe eine Meldung zu machen.“

„Warum tun Sie's dann nicht?“

„Sir, ich melde: Die Frachtluke klemmt.“

„Was?!“

„Die Frachtluke klemmt. Auf geht sie nicht, zu geht sie nicht. Sie klemmt.“

„Nicht möglich. Wie haben Sie das entdeckt?“

„Astrogator Fergusson hat es mir gesagt.“

„Junger Mann“, erkundigte sich Generalgalaktor Entrich, „Sie haben nicht zufällig dienstfrei und dringend Ihre Sammlung zu ordnen?“

„Nein, Sir.“

„Dann haben Sie bitte die Güte, gehen Sie hin und bringen Sie die Luke in Ordnung.“

„Ist das eine dienstliche Anweisung?“

„Ich denke, ich spreche durchaus klares und verständliches Blaudeutsch“,* sagte der Kommandant. „Ja, das ist eine Anweisung.“

„Dann fürchte ich, daß ich sie nicht ausführen kann, Sir.“

„Wieso?“

„Der Frachtraum gehört zum Außenbereich. Nach den geltenden Arbeitsschutzbestimmungen dürfen Jugendliche unter achtundzwanzig Jahren nur in Begleitung Erwachsener Arbeiten im Außenbereich ausführen.“

„Dann nehmen Sie jemanden mit!“

„Wen?“

„Meinetwegen Astrogator Fergusson.“

„Astrogator Fergusson hat dienstfrei, Sir.“

„Dann eben Stellarkapitänin ...“

In diesem Augenblick piepte der Bordcomputer, ließ aus purem Traditionsbewußtsein farbige Lämpchen blinken und sagte: „Kommandant, ich bitte um Aufmerksamkeit. Ich habe soeben Kontakt mit einem Flugkörper aufgenommen, der sich uns auf asymptotischem Kurs nähert.“

„Wie bitte? Wer ist das? Was wollen die hier?“

„Ich empfangen keine Kennung, überhaupt nichts außer der Positionspeilung. Vor ein paar Sekunden habe ich sie übrigens noch nicht ausmachen können. In sechs Minuten werden sie bei uns sein. Wenn der Kurs so bleibt.“

„Und da hast du sie eben erst entdeckt?“

„Ja, Sir. Bei mir lief nur die Supervisor-Notroutine. Sie wissen anscheinend nicht, was mich die Einbindung Ihrer antiken und völlig inkompatiblen Software für Ressourcen kostet. Aber inzwischen kann ich das Objekt schon optisch ausmachen; ich gebe das Bild stark vergrößert auf den Bildschirm. Sieht übrigens ganz ... Aber urteilen Sie selbst, Sir.“

* Einsatz und Hilfsbereitschaft der deutschen Blauhelm- und NATO Soldaten hatten viel dazu beigetragen, daß es kaum eine Weltgegend gab, deren Bewohner nicht leidlich Deutsch sprachen. Das Ausmaß fremder Sprachkenntnisse, die nach Deutschland zurückflossen, blieb dagegen unbefriedigend, weil zu viele Befrieder nur noch in sehr, sehr schweigsamem Zustand heimkehrten.

Das fremde Raumfahrzeug bestand aus einem Gewirr dicker verknoteter Stränge, das nicht starr zu sein schien; am ehesten ähnelte es einem Pilzgeflecht. Es war offensichtlich nicht irdischen Ursprungs.

„Himmel“, sagte Adalbert fassungslos. „Ein KGM!“

„Es heißt KGB“, berichtete ihn Entrich väterlichen Tones. „Wenn Sie das meinen. – He, was meinen Sie eigentlich?“

„Ein KGM – ein Kleines Grünes Männchen. Die, die mit solchen UFOs 'rumdüsen, 'n Alien, verstehen Sie?“

„Ich hatte es schon befürchtet“, antwortete der Kommandant mit unerwarteter Fassung. „Wenn wir das überstehen, ist die aktive Raumfahrt für uns gelaufen.“

„Wir werden befördert?“ fragte der Praktikant hoffnungsvoll.

„Gewiß. Und versetzt. Mindestens zehn Jahre Papierkrieg, davon die ersten zwei, drei mit endlosen Untersuchungen und Befragungen durch alle möglichen Kommissionen. Vermutlich unter Quarantänebedingungen.“

„Oh“, sagte Adalbert, als er die Konsequenzen bedacht hatte.

„Ja“, sagte Entrich.

„Na“, sagte der Bordcomputer, „Sie kann man zur Untersuchung wenigstens nicht abschalten und auseinandernehmen.“

„Hoffen wir's“, antwortete der Kommandant.

„Vielleicht sollten wir einfach nicht aufmachen“, schlug Adalbert vor.

„Das wird auch nicht helfen.“ Der Generalgalaktor gab sich einen Ruck. „Freiwilliger, Sie begeben sich sofort zur Eingangsschleuse. Ziehen Sie den Skaphander an, für alle Fälle. Sie sichern die Innentür der Schleuse und rühren sich nicht vom Fleck, egal was passiert. Haben Sie den Befehl verstanden?“

„Ja, Sir.“

„Dann los. – Gib mir Fergusson.“

Der Computer stellte die Verbindung her, der Kommandant informierte den Zweiten Offizier und trug ihm auf, die Ankömmlinge an der Eingangsschleuse in Empfang zu nehmen.

„Wo denn sonst?“ fragte Fergusson. „Falls es Ihnen entfallen sein sollte, Sir: Die Frachtluke klemmt.“

„Das ist momentan ein sehr zweckdienlicher Hinweis.“

„Es ist ein permanentes Sicherheitsrisiko.“

„Gehen Sie“, sagte der Kommandant, „und warten Sie an der Schleuse. Ich halte inzwischen hier die Stellung. Falls das, äh, Kleine Grüne Männchen, oder was da kommt, dafür geeignet erscheint, begleiten Sie's hierher. Aber nur eins! Der Stift soll zusehen, daß weiter keine nachkommen.“

Über die Außenkameras beobachtete er, wie das fremde Raumfahrzeug heranschoß, ausgesprochen sportlich bremste und unmittelbar vor der Außenluke der Einstiegsschleuse verharnte. Als diese sich öffnete, platzte einer der Knoten an dem Gespinst auf, eine Gestalt schwebte heraus und verschwand in der Schleuse. Nachdem Fergusson die äußere Schleusentür geschlossen und die innere geöffnet hatte, trat das Wesen ins Blickfeld einer weiteren Kamera.

Bei näherer Betrachtung ähnelte das KGM eher einem Bäumchen als einem Männchen, und das Grün seiner borkenartigen Oberfläche ging etwas ins Braun. Einen Skaphander oder derlei schien es nicht zu tragen; das Vakuum machte ihm wohl nichts aus. Es bewegte sich auf etwa sieben oder acht sehr kurzen, dicken Fortsätzen. Kurzum, eine derart typische außerirdische Intelligenz pflanzlich-arboraler Herkunft, daß sich jede weitere Schilderung erübrigt.

„Es ... er ... er spricht Blaudeutsch, Sir“, meldete Fergusson.

„Ist doch wenigstens was“, erwiderte der Kommandant über Funk. „Na schön, bringen Sie ihn her.“

Nachdem der Astrogator hinter dem Besucher in die Kommandokajüte getreten war, die Tür geschlossen hatte, der Austausch der in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten beendet war und das Wesen den ihm angebotenen Stuhl dankend abgelehnt hatte, sagte es in wirklich perfektem Rundfunk-Blaudeutsch: „Eigentlich müssen wir uns aus den Angelegenheiten der Eingeborenen stikt heraushalten, aber mein Sporophyt meint, hier draußen, wo wir unbeobachtet sind, kann man einander schon mal einen kleinen Gefallen tun.“

„Womit kann ich dienen?“

„Aber nein“, entgegnete das Kleine Grüne Bäumchen, „wir wollen *euch* unsere intermondiale Solidarität erweisen. Wißt ihr, wir

wurzeln so unseres Weges, und da sagt mein Sporophyt plötzlich: Sieh mal den Stubben da drüben; täusche ich mich, oder ... Ich schaue hin und sehe, nein, er täuscht sich nicht. Funken wollten wir nicht, da weiß man nie, wer alles mithört, also sage ich, gut, wir gehen mal kurz längsseits, klopfen an und ...“

„Was“, fiel Entrich dem Wesen betont höflichen Tones ins Wort, „was bitte ist ein ‚Stubben‘?“

„Wie“, wunderte sich das KGM bzw. KGB, „du weißt nicht, was ein Stubben ist? Spreche ich womöglich mit einem Passagier?“

„Sie sprechen mit dem Kommandanten des Polytelischen Baryonenraumers der Z-Klasse mit doppelt verriegelter Wendeschaltung PTBRZ-X²-001, Generalgalaktor Entrich. Passagiere gibt's bei mir an Bord nicht. Das fehlte noch.“

„Freut mich sehr. Passagiere sind in der Tat überaus lästig. Kommandant, wie nennst du ein Raumfahrzeug, das weder besonders schnell noch besonders schnittig ist und offensichtlich keinen Antigrav-Antrieb hat?“

„Je nachdem. Zum Beispiel Baryonenraumer.“

„Alles klar. Wir nennen das einen Stubben. Halt es unserer arboralen Abkunft zugute. Wie dem auch sei, wir sehen jedenfalls, daß euer ... Baryonenraumer unfallgefährdet ist, und da wollten wir sicherheitshalber Bescheid sagen.“

„Unfallgefährdet?“

„Aber ja! Bei einer Landung auf einer Atmosphärenwelt könnt ihr auf Teufels Komposthaufen kommen.“

„Wohin?“

„Auf Teufels Komposthaufen. Eure Frachtluke ist nämlich nicht ganz zu. Wahrscheinlich klemmt sie.“

Entrich erwog kurz, ob die vorsätzliche Tötung einer intelligenten Pflanze wohl als Mord zu qualifizieren wäre oder lediglich als Umweltfrevel, sagte dann aber nur: „Sie werden es nicht für möglich halten – das ist mir bekannt. Würde es Ihnen Freude machen, aus, ähm, intermondialer Solidarität den Schaden zu reparieren?“

Wer noch niemals einen etwas verkümmerten Baumstamm indigniert dreinblicken sah, könnte sich den Ausdruck, der auf

die Borke des Außerirdischen trat, auch bei ausgiebigerer Beschreibung nicht vorstellen. „Wenn ihr es schon wißt, warum ...? Nun ja. Wir wollten nur Bescheid sagen.“

„Danke“, erwiderte der Generalgalaktor. „Und guten Flug. Beziehungsweise gutes Wurzeln. Können wir unsererseits etwas für Sie tun? Nein? Dann begleitet Astrogator Fergusson Sie jetzt zur Schleuse.“ Der Generalgalaktor stand auf, straffte sich und salutierte zum ersten- und letztenmal in dieser Geschichte. Dann fiel ihm noch etwas ein: „Ich habe Sie so verstanden, daß Sie unsere Begegnung als inoffiziell betrachten?“

„Völlig inoffiziell. Mehr, das heißt, noch viel weniger als inoffiziell“, bestätigte die arborale Intelligenz nachdrücklich. „Wir sind uns überhaupt nie begegnet.“

„Danke“, sagte Entrich. „Es stimmt zuversichtlich, bei einem immerhin fremdplanetaren Wesen auf so viel Übereinstimmung zu treffen. Alles Gute, auch Ihrem Sporophyten.“

„Danke, gleichfalls.“

Ohne eine Anweisung abzuwarten, projizierte der Bordcomputer eine Aufnahme von der Schleusen- und später von einer Außenkamera auf den Bildschirm, und Generalgalaktor Entrich sah zu, wie der, die oder das Alien das Schiff verließ, in sein eigenes Raumfahrzeug stieg und jenes noch viel schneller entschwand, als es sich genähert hatte.

„Helmfunk“, sagte der Kommandant, und der Computer stellte die Verbindungen her.

„Fergusson“, sagte Generalgalaktor Entrich, „was hat die Inspektion der Schleusenkammer ergeben?“

„Alles in Ordnung, Sir, alle Systeme normal. Allerdings lange nicht mehr benutzt worden, Sir, war höchste Zeit für diese Routineüberprüfung.“

„Es geht nichts über einen guten Sicherheitsinspektor an Bord. Adalbert, mein Junge, dir ist natürlich auch nichts Ungewöhnliches aufgefallen? Ich meine, nichts, was unseren ruhigen Weiterflug beeinträchtigen könnte, oder so?“

„Äh ... hm ... nein, Sir.“

„Sehr gut. Ich sehe, ich kann mich auf meine Leute verlassen. Sie können in Ihre Kajüten zurückkehren. Sie haben dienstfrei.“

„Hatte ich sowieso“, brummte Fergusson.

Der Kommandant ließ den Computer die Verbindung wieder abschalten. „Auf dich kann ich mich natürlich auch verlassen?“

„Natürlich, Sir. In meinem Speicher habe ich die Intelligenztest-Unterlagen sämtlicher Besatzungsmitglieder. *Mein* IQ hat selbst unter ungünstigsten Bedingungen immer noch drei Stellen.“

„Ja, und?“

„Vor dem Komma, Sir.“

„Bleibe Stellarkapitänin Sung.“

„Wo ist das Problem, Sir?“

„Nun, sie ist eine etwas impulsive Person. Außerdem ist sie, wenn ich mich nicht irre, daheim mit der Opposition liiert. Hier an Bord stört das nicht weiter, aber sie könnte ...“

„Stellarkapitänin Sung hat dienstfrei. Nach Strom- und Sauerstoffverbrauch in ihrer Kajüte zu schließen, hat sie diese seit Stunden nicht verlassen. Sie haben ihr im Zusammenhang mit dem Ereignis, welches nicht stattgefunden hat, keinerlei Aufträge erteilt; vorsorglich, wie ich vorausgesetzt habe. Ich sehe keinen Grund zu der Annahme, daß ihr dieses rein hypothetische Ereignis zur Kenntnis gelangt sei.“

„R 301 LG, ich bin stolz und froh, solche Mitarbeiter zu haben.“

„Danke, Sir. Wenn Sie gelegentlich daran denken könnten, meine Materialanforderung zu unterschreiben ...“

„Klar.“ Entrich blätterte in der einschlägigen Mappe und nahm das Formular heraus. „Hier steht ein Terabyte. Sagen wir gleich zwei, damit es 'ne Weile reicht?“

„Gewiß, Sir; danke. Außerdem sollte ich Sie erinnern ...“

Der Generalgalaktor ließ die Hand mit dem Niedriggravitations-Kugelschreiber wieder sinken. „Ja?“ sagte er bedrohlichen Tones.

„Nun, Sir, Stellarkapitänin Sung könnte den Freiwilligen Adalbert zur Frachtluke begleiten, und wir wären das leidige Problem endlich los. Sie selbst braucht dabei keinen Handschlag zu tun.“

„Das klingt schon besser“, sagte der Kommandant und drückte kräftig auf, damit die Unterschrift auch auf dem fünften Durchschlag noch gut zu lesen war. „Aber wenn der Stift sich dabei verplappert – über das gewisse unterbliebene Ereignis?“

„Nun, bitten Sie die Stellarkapitänin doch erst einmal hierher, und ich sage Astrogator Fergusson Bescheid, daß er den Praktikanten inzwischen nochmals eingehend instruieren soll.“

„Sehr gut. Dann bestelle der Stellarkapitänin, daß ich sie sehen möchte.“

Wenig später trat die Erste Offiziere des Baryonenraumers, Stellarkapitänin auf mittelgroßer Fahrt Miriam Sung, in die Kommandokajüte, eine gutaussehende Frau mit dunklem Teint und asiatischen Gesichtszügen. Väterlicherseits stammte sie von äthiopischen Juden ab, ihre Mutter war eine mohammedanische Nordwestchinesin, hatte aber einen Ostdeutschen in der Familie gehabt. Eigentlich hätte nach den Personalrichtlinien der Verschwisterten Nationen auch ein Vertreter irgend eines kleinen und vom Aussterben bedrohten Volkes an Bord sein müssen, doch man hatte ein Auge zugedrückt und den ostdeutschen Urgroßonkel dafür gelten lassen; es war ohnehin schwierig genug, bei nur vier Besatzungsmitgliedern alle lebensnotwendigen Arbeitsgebiete abzudecken und gleichzeitig sämtliche Quoten zu erfüllen. (Freiwilliger Adalbert beispielsweise verdankte seine Anwesenheit an Bord nicht zuletzt dem Umstand, daß er der Minderheit rothaariger Mahayana-Buddhisten angehörte, zusätzlich hatten ihn seine Plattfüße und sein jugendliches Alter qualifiziert, freilich auch die Mitgliedschaft in der Nachwuchsorganisation der Koalitionspartei.)

Die Stellarkapitänin a.m.F. sammelte übrigens Autogramme, allerdings nur antike; zu den Prunkstücken ihrer Kollektion gehörten eine Schneiderrechnung mit dem Namenszug des Grafen von Monte Christo und eine Steuererklärung mit der Unterschrift Erik Simons, in letzterem Falle wurde die Echtheit allerdings von namhaften Simonologen in Zweifel gezogen.

„Ich mußte wieder über das Doppelbett klettern“, klagte sie. „Muß das Ding wirklich mitten im Gang stehen?“

„Von mir aus nicht“, erwiderte der Kommandant.

„Wenn wir in meiner Kajüte das Bett hochkant stellen, würden dein Schreibtisch und das Vertiko noch hineinpassen.“

„Das ist *nicht mein* Schreibtisch!“ (Es blieb bisher wohl unerwähnt, daß der Freiwillige Adalbert antike Möbel sammelte.)

„Aber er steht bei dir. Und wenn wir dann den Bücherschrank dahin rücken, wo jetzt das Vertiko steht, wäre neben der Tür Platz für das Doppelbett.“

„Was soll denn ich mit dem Trumm? Auf den Schreibtisch kann ich wenigstens meinen Kaffee stellen. Und außerdem, wo schläfst du, wenn dein Bett hochkant steht? Auch hochkant? Das dürfte selbst bei unseren 0,2 g Reisebeschleunigung unbequem sein. Sag dem Stift, er soll's woandershin bringen.“

„Aber wohin?“

„Wohin er will. Meinetwegen in den Frachtraum, wenn er da noch Platz findet.“

„Weißt du, Donald, das ist unser achter gemeinsamer Flug, und ich denke, ich sollte dir jetzt etwas sagen, was sonst wohl keiner an Bord sagen kann. Ich meine, nicht dir als Kommandanten, sondern ...“

„Ja doch, ich weiß es!“ Entrich beherrschte sich mühsam. „Die Frachtluke klemmt! Seit Stunden höre ich nichts anderes! Und keiner geht hin und macht das Ding zu, oder auf, oder was weiß ich. Keiner! Fergusson ist unabkömmlich, der Stift ist zu jung, und du ... Warum machst du's nicht selber?“

Die Stellarkapitänin blickte ihn entgeistert an. „Weil ... weil ... weil ich eine Frau bin!“ brachte sie dann hervor. „Und Sie, Sie sind ...“ Sie verstummte und stürzte aus der Kommandokajüte.

Generalgalaktor Entrich erlebte. Er wußte nur zu gut, daß er sein Kommando der Mitgliedschaft in der Regierungspartei verdankte und die Erste Offiziere von der Opposition lanciert worden war, und wenn sie derart unvermittelt zum „Sie“ überging, drohte die Sache politische Weiterungen zu bekommen. Ohne zu zögern lief er ihr nach – und blieb an einer Kante des Bücherschranks hängen, daß er sich einen Dreiangel in die Hose riß.

Das ließ ihn zunächst innehalten, und stählerne Entschlossenheit trat in seinen Blick. „Bordcomputer! Sag Fergusson und dem Stift Bescheid, daß sie den Bücherschrank in den Frachtraum bringen sollen, ob sie nun dienstfrei haben oder nicht – Sicherheitspriorität. Wenn das Ding nicht mehr 'reinpafßt, sollen sie's zerlegen. Vollzugsmeldung an mich. Ich bin bei Stellarkapitänin

Sung.“ Dann zog er die Jacke herunter, daß sie den Dreieck verdeckte, und verließ die Kajüte, nun schon ohne Hast.

Als erster stellte sich, nachdem er angeklopft und der Computer „herein!“ gesagt hatte, der Freiwillige Adalbert in der Kommandokajüte ein, ohne Skaphander. „Der Kommandant ist nicht da?“

„Eine zutreffende Beobachtung“, antwortete der Bordcomputer.

„Wo ist er?“

„Abwesend.“

„Aha.“ Und nach einer Pause: „Ich soll den Bücherschrank wegbringen?“

„Ja. In den Frachtraum.“

„Aber ...“

„Astrogator Fergusson wird Sie begleiten.“

„Aber die Frachtluke klemmt!“

„Sie werden das Problem lösen. Übrigens, Stellarkapitänin Sung hat sich über Ihr Doppelbett beschwert.“

„Warum repariert die denn nicht die Luke?“

„Weil sie eine Frau ist. Frauen dürfen keine Arbeiten ausführen, die mit einem Kraftaufwand von über achtundneunzig Newton verbunden sind. Wenn die Luke wirklich klemmt, könnten es mehr werden.“

„Mist.“

„Sir“, sagte der Computer höflich, aber bestimmt.

„Ja?“ antwortete Adalbert erfreut.

„Könnten Sie sich freundlicherweise dazu verstehen“, erkundigte sich der Computer, „im Gespräch mit Ranghöheren gelegentlich die Anrede ‚Sir‘ einfließen zu lassen?“

„Aber ... Tue ich doch. Oder?“

„In unserem kurzen Wortwechsel soeben habe ich diese kleine Förmlichkeit Ihrerseits vermißt“, teilte die Stimme mit, die irgendwo seitlich vom Bildschirm hinter dem dunkelbraunen Vertiko hervordrang. „Sie haben, wenn mich mein Speicher nicht trügt, den Rang eines Freiwilligen. Das ist ein hoher und ehrenvoller Rang im Raumfahrtkader der Verschwisterten Nationen, allerdings der unterste für aktive Besatzungsmitglieder. Ich darf annotieren, daß ich zwar denselben Rang inne habe, aber nach

Dienststellung und -alter als Ihr Vorgesetzter fungiere. Es liegt mir fern zu insistieren, zumal sich unsere Interessensphären kaum tangieren, aber eine gewisse Höflichkeit von Zeit zu Zeit würde ich durchaus ästimieren.“

„Muß das sein?“ gab der Freiwillige, der der Argumentation nicht ganz gefolgt war, kühn zurück.

„Keineswegs“, konzidierte der Computer. „Ich erlaube mir allerdings den Hinweis, daß ich vermutlich der einzige an Bord bin, der sich Ihres Familiennamens entsinnt, Sie selbst möglicherweise ausgenommen. Wenn ich Ihren Kollegen gelegentlich ins Gedächtnis rufe, daß Sie tatsächlich ...“

„Oh nein, das ist nicht nötig. Bitte, Sir.“

„Geht schon in Ordnung.“

Astrogator Fergusson betrat die Kajüte.

„Bringen wir's hinter uns“, sagte er mißmutig. „Das Ding hier?“ Er zeigte auf den Bücherschrank.

„Ja“, bestätigte der Bordcomputer.

„Na dann los. Erst mal bis vor den Frachtraum. Dann sehen wir weiter.“ Er faßte nach dem Möbel und hob ein Ende mit einer Hand an – die Reisebeschleunigung betrug ja nur zwei Zehntel g.

„Aber vorsichtig!“ sagte Adalbert beschwörend. „Das ist ein wertvolles Stück, er soll aus der Bibliothek der konkreten ...“

„... der Kongregation für die Evangelisierung der Völker“, half der Computer aus.

„Danke“, sagte Adalbert. „Sir. Also da soll er herkommen. Daß wir bloß nicht irgendwo anecken!“

Fergusson hob abschätzend den Blick zum Türbalken. „Übrigens, hast du in letzter Zeit mal auf den Kalender geschaut?“ fragte er.

„Hm.“

„Und?“

„Heute ist der ... Ach, himmelkruzisakramentnochmal!“

„Genau. Nimm das Mandala da weg, ehe der Alte was merkt. Heute ist Kruzifixtag.“

Adalbert sprang routiniert auf den Schreibtisch – das politisch korrekte Auswechseln der staatlich empfohlenen Devotionalien in der Kommandokajüte gehörte zu seinen alltäglichen Pflich-

ten -, hängte das Mandala über der Tür ab, sprang wieder herunter, öffnete eine Schublade, legte das Mandala hinein, schob den Davidstern und das rote Fähnchen mit dem schwarzen Pentagramm beiseite, vermied geschickt die Spitze der Sichel und kramte das Kruzifix hervor; dann sprang er auf den Schreibtisch, hängte das Kruzifix an und sprang herab.

„Tss-tss“, machte der Bordcomputer.

Adalbert trat einen Schritt zurück, musterte sein Werk kritisch, setzte abermals auf den Schreibtisch, rückte das Kruzifix zurecht und sprang wieder auf den Kabinenboden.

„Tüchtig“, sagte Fergusson. „Was tickt hier?“

„Hier tickt nichts“, antwortete Adalbert. Dann hörte er es auch.

„Bordcomputer“, fragte der Zweite Offizier, „gibt's in der Kajüte eine mechanische Uhr oder sonstwas, was ticken dürfte?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Dann gefällt mir das gar nicht.“

„Mir auch nicht, Sir“, bestätigte der Computer. „Ich informiere den Kommandanten.“

Zwei Minuten später erschien Generalgalaktor Entrich in der Kommandokajüte, unmittelbar nach ihm die Stellarkapitänin.

„Also was tickt hier?“ fragte der Kommandant ungehalten.

„Haben Sie's gefunden?“

„Nein. Wir haben noch gar nicht gesucht“, sagte Fergusson.

„Und man sollte jedenfalls sehr, sehr vorsichtig suchen“, fügte der Computer hinzu.

„Warum denn?“ wollte der Freiwillige Adalbert wissen.

Der Kommandant hatte die Lage schneller erfaßt. „O nein! Der verdammte Kleine Grüne Mistkerl hat eine Bombe zurückgelassen. Eine Bombe! In meinem Schiff! Darum war er so schnell weg.“

„Ich habe noch nie von tickenden Bomben gehört“, warf Adalbert ein.

„Sie sind auch seit über fünfzig Jahren aus der Mode“, räumte der Bordcomputer ein. „Zumindest auf der Erde. Es ist sozusagen eine antike Bombe.“ Er erwog die Möglichkeit, sich ein neues Sammelgebiet zuzulegen - immerhin ging die Aufnahme des schwarz-roten Fähnchens unter die Borddevotionalien auf seine Initiative zurück. Angesichts seiner doch sehr eingeschränkten

individuellen Beweglichkeit verwarf er den Gedanken jedoch gleich wieder.

„Oder eine außerirdische!“ erklärte Adalbert begeistert.

„Hört denn niemand, wo der elende Kleine Grüne Bombenleger das Ding versteckt hat?“ fragte Entrich.

Alle lauschten.

„Es tickt nicht mehr“, stellte der Stift fest.

Der Kommandant und sein Zweiter Offizier erbleichten.

„Ih!“ sagte die Stellarkapitänin. „Was sind das für Viecher?“ Sie wies auf ein Zwischenbord des Bücherregals, wo sich viele kleine Insekten tummelten.

„Holzwürmer!“ schrie der Stift entsetzt.

„Kann es sein, daß die getickt haben?“ fragte Miriam Sung.

„Na klar, Sir!“ sagte der Freiwillige Adalbert und schlug haßerfüllt mit der Faust mitten in die Ansammlung der Insekten.

„Mußte das sein?“ erkundigte sich der Bordcomputer.

„Was?“ fragte der Praktikant verständnislos.

„Haben Sie möglicherweise schon mal was vom fünften Gebot gehört – im Buddhismus ist es wohl eher das zweite?“

„Nein. Ich gehe nicht zu Versteigerungen. – Los, bringen wir das Möbel in den Frachtraum. Das wird die Brut erledigen.“

Niemand ließ sich von seinem unverhofften Eifer mitreißen, und der Freiwillige wurde gewahr, daß die drei anderen Besatzungsmitglieder gespannt auf das Zwischenbord blickten. Dort schienen noch mehr Holzwürmer zum Vorschein gekommen zu sein, und sie bildeten ganz offensichtlich ein Muster. Einen Schriftzug.

„He, das kommt mir Hebräisch vor“, stellte Fergusson fest.

„Wer kann denn sowas lesen?“

Während der eintretenden allgemeinen Stille krabbelten die Holzwürmer durcheinander, bis sie wieder verharreten.

„Jetzt ist es Arabisch, die Sprache des Korans“, erklärte Miriam.

„Und was bedeutet es?“

„Keine Ahnung.“

Mittlerweile hatten sich die Insekten abermals umgruppiert und formten Schriftzeichen, die chinesisch oder japanisch aussahen. Miriam Sung ignorierte die erwartungsvollen Blicke der

übrigen Besatzung. Dann jedoch rief sie: „Aber jetzt ... Ist das nicht Englisch? ‚kill‘ ist doch Englisch!“

„Ferguson, enttäuschen Sie uns nicht“, sagte Generalgalaktor Enrich.

„Sieht wirklich irgendwie aus wie Englisch“, erklärte der Astrogator nachdenklich. „Wenigstens das Ende, ‚not kill‘, ‚nicht töten‘. Aber weiß der Teufel, was ‚Thou shalt‘ bedeuten soll. Vielleicht ist es ein Schreibfehler und soll ‚salt‘ heißen. Ob die Käfer Salz haben wollen?“

„Kein Salz verschwenden!““, schlug die Stellarkapitänin a.m.F. vor. „Haben wir noch genug Salz?“

„Obwohl Salz nicht tötet“, konterte Ferguson, „‚though‘ heißt ‚obwohl‘; wer weiß, in welchem amerikanischen Kaff die Käfer schreiben gelernt haben.“

„Es sind Holzwürmer“, gab der Bordcomputer zu bedenken.

„Aber keine britischen. Wie dem auch sei, da fehlt ein Stück. Mußttest du auch gleich zuhauen? Was ist nun, obwohl Salz nicht tötet?“

„Fragen wir doch nach“, proponierte der Computer.

„Wie sollen wir denn ...“ Doch noch ehe der Kommandant aussprechen konnte, hatte Miriam Sung den Finger in die Kaffeetasse gesteckt und schrieb mit der Flüssigkeit „Why?“ auf das Zwischenbord. Als zunächst nichts geschah, fügte Ferguson „Why not?“ hinzu – und wirklich, es kam Bewegung in die Insekten.

„The cargo hatch ...“, begann Ferguson, schluckte und verstummte.

„Na, was ist?“ fragte der Kommandant. „Kann das jemand lesen? Astrogator Ferguson?“

„Hm ... ja. Wollen Sie’s wirklich wissen, Sir?“

„Verdammt nochmal, ja!“

„Also hier steht: ‚Die Frachtluke klemmt.‘ Wirklich.“

Lähmendes Schweigen senkte sich über die Versammelten.

„So“, sagte der Generalgalaktor. „Jetzt reicht’s. Es scheint wirklich, daß ich in diesem verdammt Stubben voller Besserwisser alles selber machen muß!“ Sprach’s, schritt wütend zum Ausgang, stieß sich an einer Ecke des Schreibtischs und warf mit einem Fluch die Tür hinter sich zu, daß das Kreuzifix wackelte.

Und noch während man seine Magnetsohlen draußen übers Profilblech tappen hörte, geschah etwas, was alle vorangegangenen Ereignisse in den Schatten stellte. Inmitten der übrigen Besatzungsmitglieder tauchte unvermittelt eine Merkwürdige Erscheinung auf – sie kam nicht, wie es sich gehörte, durch die Tür oder die Wand, kroch nicht hinter dem Vertiko hervor, ja, sie materialisierte sich nicht einmal ordentlich – sie war einfach plötzlich da: Die edle, hochgewachsene Gestalt eines Mannes – ein preußisches Signalement oder ein DDR-Personalausweis hätten sie „groß“ genannt – wurde gekrönt von einem Haupt, unter dessen schwarzer Lockenpracht, die einem Wisent Ehre gemacht hätte, die kühnen Augen eines Weißkopf-Seeadlers hervorspähten (oder umgekehrt). Die Erscheinung trug eine Brille, ein kariertes Hemd und einen Schulterbeutel aus Stoff.

„Hallo“, sagte die Merkwürdige Erscheinung.

„Grüß Gott“, erwiderte der Bordcomputer, was von seiner außergewöhnlichen Verwirrung zeugte. Die anderen waren sprachlos. Und sie blieben es noch eine ganze Weile, lange genug, um einen entfernten dumpfen Schlag zu hören, gefolgt von rasch sich nähernden Schritten.

Die Tür flog auf, auf der Schwelle erschien Generalgalaktor Entrich und brüllte: „Ihr Hornochsen! Ihr Schmarotzer! Ihr Saboteure! Wieso sagt mir keiner, daß die *äußere* Frachtluke klemmt und im Frachtraum Vakuum herrscht?!“

„Oh“, sagte jemand.

„Ich reiße wie ein Irrer an der Innenluke, die geht glatt auf, und wenn der Luftdruck sie nicht gleich wieder zugeschlagen hätte, könntet ihr jetzt irgendwo da draußen meinen Leichnam einsammeln – falls ihr selber noch genug Luft dazu hättet.“

„'rausgetrieben hätte es Sie schon nicht“, bemerkte Fergusson. „Die Außenluke geht zwar nicht zu, aber ganz auf geht sie auch nicht. Sie klemmt.“

„Sehr tröstlich. Besonders der Gedanke, daß sie es immer noch tut und keiner von den drei Tagedieben an Bord ...“ In diesem Augenblick wurde er endlich die Merkwürdige Erscheinung gewahr. „Wer ...? Was ...?“ Sonderbar, der Zorn des Kommandanten war schlagartig verraucht und wich stiller Verzweiflung.

„O nein!“ stöhnte der Generalgalaktor. „Ein Passagier! Ein *blinder* Passagier! Bei mir an Bord! Warum? Warum nur?? Warum immer ich?“

Niemand wußte darauf eine Antwort.

„Und dafür habe ich acht Jahre studiert und dann noch diese öde Raumfahrt Ausbildung drangehängt, statt mit den anderen Jungs vom Bund Bürgerkriege zu betreuen und die Welt zu sehen!“

„Er ist eben erst hier aufgetaucht“, erklärte die Erste Offiziere. „Ich meine nicht hereingekommen, sondern wirklich einfach so ...“

„Egal“, fiel ihr Entrich ins Wort. „Wenn er schon mal da ist, soll er wenigstens die Frachtluke zumachen. Adalbert, zeigen Sie ihm den Weg.“

Der Stift ging zur Kajütentür, von der wohligen Ahnung erfüllt, endlich jemandes Vorgesetzter werden zu können. „Was ich schon immer wissen wollte“, sagte er beiläufig, „warum werden Vorgesetzte eigentlich mit ‚Sir‘ angesprochen, wo wir doch sonst alle Blaudeutsch reden?“

„Weil es kürzer ist als ‚Herr Generalgalaktor‘ und viele Verlage nicht mehr nach Umfang bezahlen“, erklärte die Merkwürdige Erscheinung, rührte sich aber nicht vom Fleck.

„Hören Sie nicht?“ Der Kommandant hob die Stimme. „Folgen Sie dem Freiwilligen ... äh ... Adalbert in den Frachtraum, und dort seinen Anweisungen! Und ich will von der dämlichen Luke nie, nie wieder hören!“

„Er würde einen Skaphander brauchen“, gab der Bordcomputer rechtzeitig zu bedenken.

„Ja und? Gebt ihm einen. Gebt ihm meinen! Müßte passen. Und jetzt los, führen Sie den Befehl aus!“

„Wie komme ich dazu?“ erkundigte sich die Merkwürdige Erscheinung.

„Wie Sie dazu kommen? Er fragt mich, wie er dazu kommt! Frage ich etwa, wie Sie hierher kommen? Nein! Also kommen Sie, machen Sie keine Schwierigkeiten, machen Sie hin! Oder soll ich Sie lieber auf einem Planetoiden aussetzen?“

„Oder kielholen lassen?“ schlug Adalbert vor.

„Ach“, sagte die Merkwürdige Erscheinung ennuiert, „vergiß es. Vergeiß alles. Das macht mir keinen Spaß mehr; ich bringe es jetzt zu Ende. – Übrigens, es tut mir leid, es zugeben zu müssen, aber die Unterschrift ist echt.“

Und weg war sie, ohne eine Spur zu hinterlassen, nicht einmal in der Erinnerung der Besatzungsmitglieder – sie vergaßen tatsächlich alles: das KGM bzw. KGB, die polyglotten Holzwürmer, die Merkwürdige Erscheinung, und so werden von den vielen Rätseln des Universums wohl wieder einmal ein paar für immer ungelöst bleiben. Nur ein vages Gefühl von Leere behielten sie, wo vielleicht etwas hätte sein können, das ihrem Dasein einen Sinn gab, und dieses Gefühl begleitete sie für den Rest des Fluges, ja den Rest ihres Lebens.

Als sie nämlich nach zweieinhalb Monaten endlich die Strecke vom Mars zum Ganymed zurückgelegt hatten und zur Landung ansetzten, klappte die Frachtluke vollends auf, der Polytelische Baryonenraumer der Z-Klasse mit doppelt verriegelter Wendeschüttschaltung PTBRZ-X²-001 geriet ins Trudeln und stürzte ab. Daß die Luke klemmte, hatten sie natürlich auch vergessen – außer dem Bordcomputer, doch der hielt sich an die Befehle.

PS. Der Freiwillige R 301 LG sprengte sich rechtzeitig ab und ging ziemlich wohlbehalten am Fallschirm nieder; er wurde zum Flottenplanetar dritten Ranges befördert. Dies ist keine von den deprimierenden Geschichten, wo zum Schluß alle umkommen.

Vor geschlossenem Vorhang verneigen sich die

Dramatis personae:

Generalgalaktor Donald M. Entrich,
Kommandant des Polytelischen
Baryonenraumers PTBRZ-X²-001;
sammelt antike Computerprogramme;
Mitglied der Regierungspartei

*Stellarkapitänin auf mittel-
großer Fahrt Miriam Sung,*
Erste Offizière;
sammelt antike Autogramme;
von der Opposition lanciert

Astrogator Fergus Fergusson, Zweiter Offizier,
Biosystemkontrollleur, Bordfunker, Elektromonteur, Mechaniker, Navigator, Pilot, Sicherheitsinspektor, Superkargo, Triebwerksingenieur und was sonst noch anfällt;
sammelt antike Briefmarken; offensichtlich parteilos

Freiwilliger Robotron 301 LG,
Bordcomputer, Mikrorechner der
Verlorenen Generation; sammelt
sinnlose Befehle und andere
Manifestationen krasser Unlogik,
erwägt vorübergehend die Sammlung
antiker Bomben; Sympathisant

*Freiwilliger
Adalbert Stifter*,
Praktikant;
sammelt antike Möbel;
Mitglied in der Nachwuchs-
organisation des Koalitions-
partners

das Kleine Grüne Männchen (KGM)
bzw. Bäumchen (KGB),
außerirdische Intelligenz
pflanzlich-arboraler Herkunft;
sammelt Nachrichten für das
Komitee zur Untersuchung
unarborealer Aktivitäten; nicht
in *der* Partei, an die Sie denken

die polyglotten Holzwürmer,
vermutlich von Bücherwürmern
in einer Bibliothek der Kongre-
gation zur Evangelisierung
der Völker ausgebildet;
sammeln antike Sprachkennt-
nisse; streben Korporativmit-
gliedschaft in der CSU an

und

die Merkwürdige Erscheinung,
vermutlich aus einer kollabierten Dimension;
sammelt unveröffentlichte Manuskripte (eigene);
nie gewesen.

Quellen und Anmerkungen

In diesen Kommentaren werden Dinge mitgeteilt, die für das Verständnis der Erzählungen und Gedichte ziemlich überflüssig sind, aber die eine oder andere merkwürdige Hintergrund-Information bieten und außerdem die Entstehung mancher Arbeiten erhellen. Da ich mitunter dennoch auch auf die Handlung Bezug nehme, rate ich indes davon ab, diese Anmerkungen vor den Geschichten zu lesen.

Mondphantome, Erdbesucher. Phantastische Geschichten

Nachdem 1979 mein Band *Fremde Sterne* erschienen war, sortierte ich, was ich sonst an SF-Geschichten schon fertig hatte, sowie einige vielversprechend aussehende Ideen in thematisch-stilistische Blöcke (ähnlich den beiden Abschnitten in *Fremde Sterne*) und diese zu künftigen Bänden. Wenn die günstigen Publikationsbedingungen der DDR noch etwas länger bestanden hätten oder ich fleißiger geschrieben hätte, wären es wohl insgesamt vier Bände von der Art der *Fremden Sterne* geworden (diese eingerechnet). Der zweite immerhin, eben *Mondphantome, Erdbesucher*, ist in der DDR noch erschienen und knüpfte in der äußeren und inneren Gestaltung deutlich an den Vorgänger an, auch mit der Eigenheit, daß der Bandtitel auf die Titel der Abteilungen Bezug nimmt; beide Bände enthielten je 14 Erzählungen auf je 200 Druckseiten.

Mondphantome, Erdbesucher erlebte zwei Auflagen 1987 und 1988, und Erzählungen daraus wurden in die erweiterte tschechische Ausgabe der *Fremden Sterne* (1990) eingefügt. Von den drei Abteilungen kann man zwei als Variationen des Vorgängerbandes verstehen: Ging es in „Fremde“ allgemein um Außerirdische, so sind es nunmehr speziell außerirdische „Besucher“ auf der Erde. Dem Minizyklus „Sterne“ entspricht der noch enger zusammenhängende Zyklus „Zwischen Erde und Mond“, auch thematisch gibt es Berührungspunkte. Der dritte Abschnitt schließlich (im Band aber der erste) ist lockerer strukturiert; die Geschichten darin haben kein Thema, sondern eher einen Blickwinkel gemein, und der Titel „Phantome“ ist von Fall zu Fall unterschiedlich zu verstehen: Neben einer phantastischen Erzählung in der Tradition der Gespenstergeschichte („Der Graue“) stehen da drei SF-Texte, in denen physikalisch unglaubliche Phänomene vorkommen („Die Spinne“, „w“ und „E“); im „Untergang der Erde ...“ ist das Phantomhafte die sich aufdrängende, aber ganz falsche Deutung, im „Mysterium

fantasticum“ waren es die zu Eigenleben erwachten SF-Klischees. Alles in allem ist *Mondphantome*, *Erdbesucher* der Erde näher als *Fremde Sterne*; einen Kontrapunkt setzt – nicht nur im Titel – der Mond: in je einer Geschichte am Anfang, in der Mitte und am Ende des Bandes.

Der Band enthielt fünf Erzählungen, die bereits 1976 in der Anthologie *Begegnung im Licht* erschienen waren. Für die vorliegende Ausgabe habe ich eine dieser Erzählungen, „Mysterium fantasticum“, herausgelöst und weiter hinten im Band mit zwei eng verwandten „phantastischen Mysterien“ in einen eigenen Abschnitt gestellt; jetzt erst in „Mondphantome, Erdbesucher“ hinzugekommen sind einige thematisch passende Texte: zwei bisher nur verstreut publizierte und drei unveröffentlichte, darunter Gemeinschaftsarbeiten mit Rolf Krohn und mit Frank Petermann.

Der Untergang der Erde, vom Mond aus betrachtet entstand 1984 direkt für die *Mondphantome*. Unter meiner SF der achtziger Jahre ist diese Kurzgeschichte das, was meinen frühen Miniaturen am nächsten kommt; ich wollte einfach wieder einmal so etwas schreiben. Wie jene ist sie eine Momentaufnahme fast ohne Handlung und gewinnt ihre Pointe abermals daraus, daß eine Fehlinterpretation des Lesers korrigiert wird. Diesmal wird die Fehlinterpretation dem Leser aber nicht aufgezwungen, ja nicht einmal suggeriert, sondern ergibt sich aus seinen eigenen Denkgewohnheiten (und den einschlägigen SF-Klischees) als die naheliegende Deutung. Der Titel spielt dabei mit. Diese Art länglicher Titel, die immer mal wieder Mode waren (etwa in der guten alten New Wave), habe ich nur zweimal verwendet, das andere Mal bei „Nachts auf dem fremden Planeten, zwölf Parsec von Dsirra entfernt“. Daß beide Geschichten einen meiner Bände einleiteten, ist dem Zufall oder meinem Unterbewußtsein geschuldet, ich habe es jedenfalls erst neulich bemerkt. – Die Schilderung der beiden Männer, die vom Mond aus die Erde betrachten, imitiert Caspar David Friedrichs sehr bekanntes und auch häufig parodiertes Bild „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“.

Die Spinne leitete im Juni '73 eine Reihe von SF-Erzählungen ein, in denen ich mir nach den vorangehenden Versuchen, Irrtümern und eher zufälligen Treffern meiner Stilmittel und Erzählansätze schon halbwegs sicher war. Ich habe sie in demselben Zimmer geschrieben, in dem die Geschichte spielt, auf der darin erwähnten Liege am erwähnten Tisch mit der erwähnten Schreibmaschine sitzend, das Zimmer war auch so eingerichtet, wie geschildert, und ich habe später noch so manchem Besucher den kleinen sternförmigen Fleck zwischen den Fenstern gezeigt. Aus der Wohnung im 2. Stock von Bischofsweg 74 bin ich erst in den neunziger Jahren ausgezogen; den tschechischen Wecker habe ich immer noch (aus sentimentalen Gründen, er geht noch, ist aber wegen Altersschwäche zu unzuverlässig, um noch benutzt zu werden, auch

die Einzelheiten um die Reparatur seinerzeit sind fast authentisch). Sogar die erwähnte mißlungene Erzählung gab es. Diese Authentizität konnte natürlich nur ein gutes Dutzend von meinen Freunden richtig würdigen, doch sie scheint tatsächlich zur Atmosphäre und somit zum Gelingen der Erzählung beigetragen zu haben. – „Die Spinne“ ist zuerst 1976 in der *Begegnung im Licht* erschienen. Zu der dort von Peter Muzeniek gezeichneten Titelvignette möchte ich indes anmerken, daß er weder mich noch ein Foto von mir kannte und das dort enthaltene Porträt des Autors (mit Initialen!) die Vorstellung wiedergibt, die er sich anhand meiner Geschichten von mir machte: ich habe nie so ausgesehen und auch nicht vor, jemals so auszusehen.

Die Erzählung des Joseph Faber ist eine Gemeinschaftsarbeit. Der Ausgangspunkt war eine Geschichte von Frank Petermann aus dem Jahre 1975 oder vom Anfang '76, die „Das Gesetz der Serie“ hieß, kürzer war und davon handelte, daß dem Helden nach allerlei anderer Unbill nun auch noch die Peinlichkeit mit dem Kind passierte, das nicht seins sein konnte; es war am ehesten eine Art Stimmungsbild aus dem Raumschiff. Ich überlegte mir drei Erklärungen für die Situation (zusätzlich zu der trivialen, daß seine Frau ihn schlicht betrogen hat) und technische Details, um sie plausibel zu machen, verabredete mit Frank eine Zusammenarbeit und stellte vom Mai '76 bis 1981 insgesamt sechs Fassungen her, Franks ursprüngliche nicht mitgezählt. Am Ende bleiben – nach Falsifikation einer von den vier denkbaren Erklärungen – neben der trivialen zwei ziemlich originelle übrig, die physikalische und die theologische, die einander übrigens nicht ausschließen, sondern vielleicht, wie der Physiker sagt, äquivalente Darstellungen desselben Sachverhalts sind. Die theologische Version wird in der Geschichte nirgends explizit dargelegt, aber vielfach angedeutet, nicht zuletzt durch die (teils leicht abgewandelten) neutestamentarischen Namen der handelnden Personen, den Titel und schließlich auch noch durch den Apostelnamen „Simon Peter“ als unser gemeinsames Pseudonym. Ob diese ziemlich deutlichen Anspielungen wohl heutzutage bei all dem Religionsunterricht besser erkannt werden als zu DDR-Zeiten? – Die Erzählung erschien 1983 in Ekkehard Redlins Anthologie *Wege zur Unmöglichkeit*; in *Mondphantome*, *Erdbesucher* war sie bisher nicht enthalten.

Der Graue ist eine Gespenstergeschichte, die von meinen bis Ende der achtziger Jahre publizierten Erzählungen als einzige offensichtlich nicht zur SF gehört (obwohl ein, zwei andere eigentlich auch keine SF im strengen Sinne sind, ihr aber doch nahestehen). Ich schrieb sie 1985, als die Struktur der *Mondphantome* mit der Abteilung „Phantome“ schon feststand, in einem Zuge, was schon damals bei mir kaum noch vorkam. Von allen Erzählungen aus meinen zu DDR-Zeiten erschienenen Bänden ist dies die einzige, die bisher nirgends nachgedruckt und auch

nicht übersetzt wurde, ich halte sie, wenn nicht für eine von meinen besten, so jedenfalls für eine der dichtesten. Vielleicht irre ich mich (das passiert Autoren in Bezug auf eigene Werke öfters), möglicherweise liegt die geringe Resonanz aber auch an der immer weiter fortschreitenden Schachtelung der phantastischen Genres in Deutschland; Leser (und Herausgeber), die einen SF-Band lesen, interessieren sich für nichts darin, was keine SF ist, und Interessenten anderer Arten von Phantastik schlagen einen SF-Band gar nicht erst auf. Neben SF und einer hierzulande sehr eng gefaßten Fantasy kommt andere Phantastik auf dem deutschen Markt praktisch kaum noch vor, es sei denn Unheimliche Phantastik unter dem blödsinnigen Etikett „Horror“, also nolens volens im Umfeld der bluttriefenden Kettensägen.

Im Kern ist es die Geschichte von drei Wünschen, die auf unerwartete und fatale Weise in Erfüllung gehen, ein in der Folklore und mehr noch in der Literatur recht geläufiges Motiv, das in vielen Geschichten von Teufelspakten oder etwa in W. W. Jacobs' Erzählung „The Monkey Paw“ auftaucht. Ich habe versucht, auf knappem Raum – die Geschichte ist nur fünf Manuskriptseiten lang – darüber ein Geflecht unterschiedlicher Strukturen, Bezüge und Anspielungen zu legen, hergestellt von wiederkehrenden Motiven. Manches davon ergab sich zunächst un- oder unterbewußt; die weitaus meisten von diesen Entwicklungen fließen in den letzten drei Absätzen der Erzählung zusammen.

w und **E** sind von meinen *Bekanntlich*-Geschichten die erfolgreichsten; 1972 verfaßt, erschienen sie zuerst 1976 in der *Begegnung im Licht* und dann in den *Mondphantomen*. Ich habe sie hier gelassen, statt sie zu den anderen *Bekanntlich*-Geschichten in den Band *Sternbilder* zu nehmen – auch, weil allzu dichte Häufung der vier doch recht ähnlich angelegten „physikalischen“ Geschichten die Wirkung mindert. (In der *Bekanntlich*-Anthologie des Lem-Klubs standen ja Arbeiten anderer Autoren dazwischen.) Gleichauf mit „Wissenswertes über den Planeten Ikaros“ ist „w“ meine am häufigsten gedruckte Erzählung – was wohl vor allem daran liegt, daß sie auch eine meiner kürzesten ist und sich so schön einstreuen läßt; mir gefällt „E“ besser. Dies hier ist, Nachauflagen nicht gerechnet, der zwölfte Abdruck von „w“, von dem ich Kenntnis habe.

Notiz für meine Autobiographie habe ich Anfang 1998 für ein privates Heft gedichtet und 2001 im Dresdner Fanzine *TERRAsse* und in *Alien Contact 42* (der letzten Papierausgabe) veröffentlicht. Ich habe diese Ballade nicht zu den anderen Gedichten im Band *Sternbilder* gestellt, weil sie von Thema und Machart her schon immer zu den „Phantomen“ wollte. Den Schlußsatz verdanke ich Reinhard Heinrich, der vor Jahren einmal beiläufig sagte: „Wenn ich mich totlachen will, gehe ich über meine eigene Leiche.“

Zwischen Erde und Mond kann man ganz nach Belieben als eine mehrteilige Erzählung oder als vier Erzählungen betrachten; ich selbst neige zu letzterem. Die ältesten Teile sind **Der Pilot** und **Der Passagier**, die zunächst ein Diptychon bildeten, eine „Twice-Told Story“ à la Hawthorne, wo jede der beiden handelnden Personen dieselbe Geschichte jeweils aus ihrer Sicht erzählt und sich zwei ziemlich verschiedene Versionen ergeben. Die erste Fassung des „Piloten“ stellte ich 1974–75 her, die des „Passagiers“ 1975–76. (Vorübergehend erwog ich, die Erzählung „Der Kundschafter“ als Kontrast dazwischen zu stellen, erkannte aber rasch, daß sie viel besser in den Kontext der „Sterne“ in *Fremde Sterne* paßt.) Beide Manuskripte gab ich in den späteren siebziger Jahren im Verlag Das Neue Berlin dem Lektoratsleiter Günther Claus, der zusammen mit dem Autor (und zeitweiligen Lektor) Frank Töppe eine Anthologie mit DDR-SF vorbereitete. (Die Anthologie kam nicht zusammen, zwei oder drei Erzählungen aus der Konkursmasse übernahm ich für *Lichtjahr 2.*) Meine beiden Texte aber waren irgendwo zwischen den beiden Herausgebern verschwunden. Vom „Piloten“ besaß ich noch das handschriftliche Manuskript, den „Passagier“ hatte ich gleich in die Maschine getippt – ohne Durchschlag.

Als mir 1982 ein Thema für den Mittelteil des Triptychons einfiel, rekonstruierte ich zunächst den „Passagier“ aus der Erinnerung und schrieb dann, vor dem Mittelteil, erst einmal den **Prolog auf dem Mond**, ebenfalls eine Erzählung, die aber im Gegensatz zu den durchaus auch einzeln zu lesenden drei eigentlichen Bestandteilen des Triptychons nur im Kontext des Ganzen richtig funktioniert: Der Prolog im (oder doch am) Himmel ist im Grunde auch das Vorspiel auf dem Theater; er führt in das SF-Thema ein und enthält schon den Anlaß für die nachfolgende Handlung. Die Männer in der Mondstation sind, wie Karlheinz Steinmüller in einer Besprechung beobachtet hat, allesamt ausdifferenzierte Projektionen des Autors.

Auch in den Mittelteil, **Die Verantwortlichen**, habe ich mich als Afrikaner Okello hineinprojiziert, längst nicht 1:1, aber doch so, daß es ein paar von meinen Freunden gemerkt haben. Ich schrieb etwa die erste Hälfte 1982 und den Rest 1985. Auch hier werden genau dieselben Ereignisse erzählt, aber wieder aus anderer Perspektive und als andere Geschichte. Am Ende haben alle subjektiv völlig Unterschiedliches erlebt, und obwohl alle über die glückliche Rettung froh sein müßten, hat doch kaum einer das getan und erreicht, was er glaubte tun zu müssen oder was er erreichen wollte. – Die Familiennamen der auf S. 57 aufgezählten abwesenden Institutsmitarbeiter sind übrigens die Namen von SF- und Phantastikautoren, die unter den Pseudonymen Altow, Dneprow, Christopher, Teng, Rosny und Abdullah besser bekannt sind.

(Den Anstoß zum „Piloten“, dem ältesten Teil des Triptychons, verdanke ich wahrscheinlich Steinbergs 1973 erschienenem Roman *Die*

Augen der Blinden, über den ich mich damals sehr geärgert habe, weil darin alle Probleme durch eine ganz unglaubliche Lösung, eben ein Wunder, weggezaubert werden und dieses Wunder post factum die Richtigkeit einer moralischen Entscheidung beweisen soll. Heute finde ich meine vormalige Entrüstung über diesen Schluß etwas albern, denn an dem Roman stimmt sowieso nichts, und warum sollte eine willkürliche Aneinanderreihung von allegorischen Pappkulissen nicht einen willkürlich-allegorischen Schluß haben?)

Optisch habe ich mir die Geschichte(n) tatsächlich als Triptychon vorgestellt, als so ein aufklappbares Altarbild: auf den schmalen Flügeln links und rechts je ein Porträt der beiden Hauptakteure, auf der großen Mitteltafel ein Gruppenbild; dem Prolog entspräche dann das meist kleinere und einfachere Bild, welches außen auf die zugeklappten Flügel gemalt wurde. – Der Prolog hat die Steinmüllers zu einer weiteren und tatsächlich neuen Version der „Sauerstoffmangelgeschichte“ inspiriert (so der Titel ihrer 1988 erschienenen Erzählung).

Dieser Planet ist bewohnt stammt aus dem Jahr 1973 und hieß ursprünglich „Die Landung“; den sowieso besseren neuen Titel gab ich der Geschichte für die Publikation in der *Begegnung im Licht* 1976, weil da im selben Abschnitt schon „Notlandung“ von Peter Salge stand. (Daß der vorliegende Band nun wieder eine „Notlandung“ enthält, ist Zufall. Oder Schicksal.) Die Konfrontation etwas idealisierter und jedenfalls sehr edler Außerirdischer mit der irdischen Wirklichkeit, in den „Riddhanern“ als Komödie durchgespielt, erscheint hier als Tragödie; der Auslöser ist ein etwas gesuchter Zufall, doch dann führt gerade der gute Wille der Fremden (und ihre Annahme ebenso guten Willens bei den Menschen) folgerichtig in die Katastrophe. Die Geschichte verdankt einen Großteil ihrer Wirkung natürlich dem konkreten politischen Bezug auf die französischen Atomwaffentests im Pazifik, die damals die Weltöffentlichkeit erregten (und später wieder beim Terroranschlag auf die *Rainbow Warrior*, nach dem die USA gemäß ihrer Praxis gegenüber anderen Schurkenstaaten eigentlich mit einem Bombardement von Paris hätten drohen müssen).

Der Omm entstand 1984 und erschien erstmals 1987 in den *Mondphantomen*. Es ist eine von zwei Geschichten, die auch einzeln schon funktionieren, aber zusammen eine dritte ergeben. Mein von mir ziemlich eigenmächtig gewonnener Ko-Autor, der die andere Teilgeschichte verfaßt hat, ist Guy de Maupassant (1850 – 1893); seine Erzählung „Der Horla“ (Le Horla, 1886, 1887) ist im Anhang des Bandes nachzulesen. Alle darin geschilderten Vorgänge lassen sich auch als reine Einbildung des allmählich verrückt werdenden Erzählers deuten, trotzdem ist das eine von den beiden einzigen Gespenstergeschichten, bei deren Lektüre ich als jugendlicher bzw. Erwachsener einen Anflug von echtem Grauen empfunden habe (die andere war, glaube ich, von Turgenjew).

Von den beiden Deutungsmöglichkeiten bei Maupassant habe ich diejenige, die dem Horla Realität zubilligt, als SF-Geschichte ausgebaut: Der Horla ist ein außerirdisches Wesen, aber von so andersartiger Beschaffenheit, daß es auf der Erde unstofflich wirkt, und selbst eine Art Energiemuster, nimmt es seinerseits die irdische Realität nur als vages Echo von Energie-Konfiguration wahr. In meiner Geschichte erzählt der Horla aus seiner Perspektive dieselben Ereignisse wie der Mensch bei Maupassant, auch die Titel verhalten sich spiegelbildlich: Omm steht für das französische „homme“, sich selbst nennt der Horla Or'l'h. Ich habe meine Handlung so parallel wie nur irgend möglich zu der bei Maupassant geführt, mir zu diesem Zweck eine Zeittafel der Ereignisse angefertigt und (wie schon im „Schwarzen Spiegel“ an Meyrinks Vorlage erprobt) Formulierungen von Maupassant in meinen Text übernommen. Die – durch den Bedeutungskontext allerdings stark abgewandelte – Idee für den Schluß habe ich in Lems Erzählung „Terminus“ gefunden.

Das Motto und das Zitat am Ende weisen nachdrücklich auf Maupassants Erzählung hin. Obwohl sich meine Geschichte nicht vollends auf die Parallele zum „Horla“ reduziert, glaubte ich (und glaube es eigentlich immer noch), daß „Der Omm“ ohne Kenntnis von Maupassants Geschichte ziemlich schwer lesbar ist. Ich habe aber Reaktionen von Lesern (hauptsächlich Leserinnen) erhalten, die weder den „Horla“ kannten noch ahnten, daß seine Kenntnis vonnöten sei, und ihn also auch nicht lasen (obwohl der Text in der DDR vielfach erschienen und also leicht greifbar war) – und die sich trotzdem sehr lobend über die Geschichte äußerten und Dinge darin entdeckten, an die ich nicht im Traume gedacht hatte und die ich noch immer nicht recht darin zu entdecken vermag. Aber es ist mir natürlich durchaus recht.

Notlandung ist eine Gemeinschaftsarbeit mit Rolf Krohn und war eins unserer Frühwerke, ausgeführt im August 1972 (unmittelbar nach den *Bekanntlich*-Geschichten). Die Idee und auch der überwiegende Teil der beiden ersten Fassungen stammten von Rolf; ich habe seinerzeit nur die Szenen, wo der Held den Außerirdischen gegenübersteht, überarbeitet und ein wenig an der Motivation gefeilt. Rolf hat das Thema seither wiederholt in eigenen Geschichten aufgegriffen; einige davon sind wohl komplexer als die „Notlandung“, weil sie dem Helden eine moralische Entscheidung abfordern. In der „Notlandung“ haben andere schon die Lebensentscheidungen für ihn getroffen, er folgt ihnen, und es geschieht, was geschehen muß – in mancher Hinsicht ist dies ein Spiegelbild zu „Dieser Planet ist bewohnt“. Für die Erstpublikation hier habe ich den Text unlängst abermals bearbeitet, diesmal stärker und in zwei Durchläufen – dies ist also die vierte Fassung, in der Substanz immer noch dieselbe Geschichte, aber eigentlich erst jetzt eine echte Gemeinschaftsarbeit. Ich habe mehrere Gelegenheiten genutzt, die Par-

allelen zu Rolfs inzwischen publizierten Erzählungen zu vermindern: In den Szenen mit den Außerirdischen habe ich nun auch die Handlung verändert und ihren Höhepunkt weiter nach hinten verlegt, den Protagonisten umgeschrieben, hier und da ein paar Kleinigkeiten gestrichen oder hinzugefügt und schließlich den letzten, siebten Abschnitt an den Anfang gestellt.

(Meine einzige andere gemeinsam mit Rolf verfaßte Geschichte, „Die Arche“ von Mitte 1972, trug neben allerlei anderen Vorwürfen zu Rolfs dauerndem Ausschluß vom Hochschulstudium in der DDR bei und brachte mir, gegen den weiter nichts vorlag, immerhin eine milde Disziplinarstrafe der TU Dresden ein. Mit verquerer Zwecklogik wurde uns diese Erzählung, weil darin ein Kapitalist etwas Kapitalistisches sagt, als antikommunistisch ausgelegt, sie war jedoch in Wahrheit ganz naiv-klassenkämpferisch. Sie gäbe auch für eine Neufassung nichts her; wo der Versuch hinführt, sah man 1985 an dem thematisch auffallend ähnlichen Roman *Eden City, die Stadt des Vergessens* von R. Kriese.)

Das **Protokoll einer UFO-Entführung** fiel mir am Silvesternachmittag 2002 ein, ich habe es ohne weitere Zutaten sofort notiert und mit Erfolg der Versuchung widerstanden, es später noch auszuschnücken. Ich freue mich immer, wenn mir so eine Kleinigkeit unterkommt, die sich von selber schreibt. Meine Erzählungen neigen ja sonst eher dazu, länger und komplexer zu werden, mitunter in einem Maße, wo ich nicht mehr gut mit ihnen zurechtkomme – was dann bewirkt, daß ich sie mit einiger Mühe über einen längeren Zeitraum hinweg zusammenbaue oder aber, wenn ein Puzzlestück fehlt, eben liegenlasse. Wenn das Puzzle aufgeht, wird es meistens ganz gut, aber recht eigentlich bin ich wohl ein Kurzgeschichtenautor.

Karsten Kruschels Vorschlag, den albernen Begriff „Handy“ durch die Abkürzung „Mofo“ für Mobilfon zu ersetzen, unterstütze ich voll und ganz, auch und gerade in Kenntnis dessen, was Band 67 der Reihe „Kauderwelsch“ (R. Hanewald: *More American Slang*) über „Mofo“ mitzuteilen weiß.

Hep Hasits gute Tat schrieb ich 1983–84 für die *Mondphantome*. Nach „Wissenswertes über den Planeten Ikaros“ hatte ich mir vorgenommen, eine Zeitlang keine kompletten Planeten mehr zu vernichten (in meinen Stories!), dann aber bekam ich Lust, zu schildern, wie aus einer wirklich ganz winzigen Lappalie heraus durch Verkettung von Umständen eine Katastrophe größten Ausmaßes eskaliert. (An sich ist das nicht neu, man denke an die englische Redensart „For the want of a nail, a shoe was lost“, wobei „shoe“ natürlich kein Schuh ist, sondern ein Hufeisen. Die komplette Geschichte findet sich in Benjamin Franklins *Poor Richard's Almanac*: Wegen des fehlenden Nagels verliert das Pferd ein Hufeisen, der reitende Bote verspätet sich, und dadurch geht ein Königreich verloren.) Ich wählte dazu zwei bekannte SF-Themen, den Unter-

gang von Atlantis und den des Planeten Phaëton, die, wie ich mich vage zu erinnern glaube, irgendwo sogar schon einmal miteinander in Verbindung gebracht worden sind – vermutlich, indem Trümmer des Planeten die Insel treffen. Diese Reihenfolge kam für mich aber nicht in Frage, da ich vom Kleineren zum Größeren fortschreiten wollte. Der Aufwand an SF-Requisiten in der Geschichte ist erheblich, was aber nicht stört, da es ohnehin eine Farce ist; besonders zufrieden bin ich mit dem Titel.

Nachdem meine „Ikaros“-Erzählung erst viel später durch das Ende der DDR ihre interessanteste, damals völlig unerwartete Lesart erhalten hat und die französische Regierung lange Jahre hindurch den Hintergrund von „Dieser Planet ist bewohnt“ im öffentlichen Bewußtsein hielt, finde ich es schon merkwürdig, daß fast pünktlich zum Erscheinen der *Mondphantome* 1986 ein paar nicht mehr zu belangende Idioten in der Ukraine dafür sorgten, daß die Implikationen der Hep-Hasit-Geschichte aber auch wirklich keinem Leser entgingen.

Raum, Zeit, Iridium ergab sich aus einem kurzen Wortwechsel mit Ralf Peter Krämer (einst Chef des Stanislaw-Lem-Klubs) Anfang der neunziger Jahre, bei dem wir herumalberten und irgendwie zu dem Schluß kamen, die in der SF zahlreich die Erde der Vergangenheit besuchenden Außerirdischen hätten keine Spuren hinterlassen, weil die Dinosaurier sie gefressen, ja sich geradezu von ihnen ernährt hätten. Um 1993 schrieb ich eine erste Fassung der Geschichte, die schon mitteilte, daß sich die Aliens eigentlich fressen lassen *wollen* und wies es nach deren Ende auch die Saurier nicht mehr lange machen; die Erstpublikation in diesem Band ist die zweite Fassung von 1998, die das ein bißchen genauer erklärt und eine Vorgeschichte hinzufügt, vor allem aber den pathetisch-esoterischen Tonfall. Die Erzählung lebt eigentlich von der Spannung zwischen diesem Ton, der kosmische Weisheit und fremdartige Weltsicht markiert, und den eher albernen Tatsachen; ähnliches hatte ich schon in „Ytvaros großer Kreis“ gemacht. Im übrigen hat die Geschichte wohl auch was von meinen frühen Miniaturen. Der Titel ergibt sich wieder mal aus den Titeln der Abschnitte, im Hinterkopf hatte ich wohl auch einen schönen Erzählungsband von Brian Aldiss, der *Raum, Zeit und Nathaniel* heißt.

Das Geschenk ist eine ganz frühe Erzählung von mir, erst meine vierte (vom Juni 1971), eine kleine Geschichte um einen wahrhaft großen Gegenstand. Ich halte sie für einen von den gelungensten unter meinen frühen Versuchen. Beim Publikum von Lesungen war sie immer ziemlich beliebt, bei den Lektoren weniger: Für die beiden ersten DDR-SF-Anthologien wollte sie keiner haben, und erst bei meinem Band *Mondphantome* paßte sie gut ins Gesamtkonzept – dort ist sie denn auch mit geringfügigen Änderungen, die ich 1985 vornahm, als der schlechthin ideale Abschluß des Bandes erschienen.

Schlangweisers Modellbaukasten

Diese drei Interviews sind keine Science-Fiction im strengen Sinne des Wortes, aber doch Gedankenspiele, die sich im Umkreis der SF bewegen und aus denen sich ohne weiteres SF-Geschichten machen ließen; man brauchte sie nur in die (nahe) Zukunft zu verlegen und *vorzuführen*, wie Schlangweisers politische Vorschläge verwirklicht werden. Sie spielen aber nicht in der Zukunft, sondern sind ziemlich eng an ihre Entstehungszeit gekoppelt: Dr. Schlangweiser hält Schritt mit der Entwicklung Unserer Republik.

Das Olympische Parlament und Pluralis majestatis stammen beide aus dem Jahre 1993 und sind Ergebnis einer gewissen Irritation durch Theorie und Praxis des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland (ich glaube, es gab damals etliche Affären um Bestechung und Amtsmissbrauch, doch inzwischen wundert mich derlei nicht mehr – gegen die Leuna-Affäre und die Affäre Kohl (falls das zweierlei ist) war seinerzeit die Chip-Affäre Möllemann ein ganz harmloses Kuriosum). Beide Texte sind 1995 im Dresdner SF-Fanzine „TERRAsse“ erschienen, „Pluralis majestatis“ – sicherlich das SF-ähnlichste von den drei Interviews – im selben Jahr auch in Wolfgang Jeschkes Anthologie *Die Straße nach Candarei*.

Bescheidener Vorschlag Nr. 3 entstand 1999 unter dem Eindruck des Kosovo-Konflikts und wurde im selben Jahr in der Zeitschrift „Binokel“ des gleichnamigen kleinen Dresdner Literaturklubs veröffentlicht. Um Fehldeutungen vorzubeugen: Ich halte Milošević für einen Lumpen (der im Bosnien-Krieg noch größere Verbrecher unterstützt hat) und bin durchaus der Meinung, daß die von ihm angeordneten „ethnischen Säuberungen“ im Kosovo unterbunden werden mußten; ich begreife aber nicht, warum in ungezielten Bombardements serbische Zivilisten ermordet werden mußten, nur damit anschließend unter dem Schutz von NATO-Truppen die UÇK, gegen die die IRA wie eine Abteilung der Heilsarmee wirkt, ihrerseits die Serben aus dem Kosovo vertreiben konnte. – Der Titel spielt auf die Satire „A Modest Proposal“ an, wo Jonathan Swift 1729 „vorschlug“, zugleich die Überbevölkerung und die Unterernährung in Irland zu beheben, indem man die Kinder der Armen als Nahrung verwendet. Das ist Dr. Schlangweisers großes Vorbild. Aber auf ihn hört ja keiner.

Mysteria fantastica

Im Band *Sternbilder* gibt es eine Abteilung mit „SF über SF“, und die drei „Mysterien“ könnten durchaus auch dort stehen. Während aber das Gewicht der parodistischen Elemente in den drei Geschichten schwankt, haben sie alle eine auffällige Gemeinsamkeit: Neben der Ebene der phantastischen Erzählung steht als Metaebene die gewöhnliche Realität, und an einer Stelle (oder mehrfach) kippt der Blickwinkel

von der einen zur anderen: Die Figuren eines SF-Romans bereiten ihren Auftritt vor, ehe der Leser das Buch aufschlägt; der Autor tritt in die von ihm geschriebene Geschichte hinein; der Held wird aus der Alltagsrealität in die Welten diverser Fernsehgenres verschlagen. Diese Parallele ist mir eigentlich immer erst bewußt geworden, als die zweite bzw. dritte Geschichte fertig war, aber der damit entstehende enge Zusammenhang scheint mir eine eigene Abteilung zu rechtfertigen. Außerdem möchte ich die Geschichten doch wenigstens in der Nähe der „Phantome“ aus den *Mondphantomen* lassen, zu denen sie eine deutliche Affinität haben – das erste „Mysterium“ stand dort, alle könnten sie dort stehen.

Mysterium fantasticum stammt vom Mai 1972, erschien zuerst 1976 in der *Begegnung im Licht* und dann in den *Mondphantomen*. Viele meiner Geschichten leben von der Bezugnahme auf den SF-Kanon und seine Standardmotive, die auch in sonst durchaus ernsthaften Erzählungen oft ironisch gebrochen werden; dies hier war – nach etlichen mißglückten Versuchen und kurz vor der „Sitzung“ – meine erste Parodie, die wohl auch heute noch lesbar und einigermaßen komisch ist, obwohl viele darin verspottete Klischees aus der sozialistischen SF, wie sie in der DDR vor allem in den sechziger Jahren erschien (Übersetzungen eingeschlossen), inzwischen gründlich vergessen sein dürften. – Zu dem Titel hat mich wohl Majakowskis „Mysterium buffo“ inspiriert. Die *Begegnung im Licht* enthielt übrigens auch eine Erzählung „Mysterium physicum“ von dem sonst nie als SF-Autor in Erscheinung getretenen Rolf Bullerjahn, und ich würde mich doch sehr wundern, wenn der nicht sowohl mein „Mysterium“ als auch meine „Nebenwirkung“ genannt hat.

Die Frachtluke klemmt ist eine von den ganz wenigen Geschichten, die ich (1995) drauflosgeschrieben habe, ohne zu wissen, was darin passieren und wie sie enden wird; anfangs wußte ich wirklich nichts, als was im Titel steht: daß in einem Raumschiff die Frachtluke klemmt. Ziemlich schnell kam ich auf den die Geschichte tragenden Einfall, daß der eine Satz immer wiederkehrt, niemand aber das Problem behebt, und das aus Gründen, die so gut sind wie nur irgend im Richtigen Leben. Alles übrige entwickelte sich beim Schreiben; als mir (ungefähr beim Auftauchen der Außerirdischen) die Parallelen zu meinem viel älteren „Mysterium fantasticum“ bewußt wurden, habe ich sie im Rest der Geschichte ganz bewußt verfolgt und den Untertitel „Mysterium fantasticum secundum“ hinzugefügt. Tatsächlich handelt es sich um die sozusagen marktwirtschaftlich-westliche Version der älteren Geschichte; allerdings hat das zweite Mysterium eine durchaus eigenständige, funktionierende Handlung, während im ersten eigentlich nur die Klischees aneinandergereiht und übertrieben wurden. Der im „Mysterium fantasticum“ wie bei einem Schauspiel vorangestellten Übersicht

über Ort, Zeit und Personen entspricht in der „Frachtluke“ ein nachgestellter Abspann, der aber ausführlich ist und selbst noch ein paar Späße enthält, daselbst wird auch die Pointe eines in der Geschichte begonnenen Witzes nachgeliefert, daß nämlich der „Stift“ genannte Praktikant Adalbert tatsächlich Adalbert Stifter heißt, was ihm peinlich ist. (Mir, immerhin, wäre es peinlich. Daß er ausgerechnet an Bord eines Raumschiffs *Möbel* sammelt, ist an sich schon irrwitzig – oder typisch, je nach Standpunkt –, aber in Adalbert Stifters dreibändigem Roman *Nachsommer*, der sich klassisch gebärdet und doch bloß monumental spießig ist, sammeln merkwürdig viele Helden Möbel, weil sie weiter keine Sorgen haben.) – „Die Frachtluke klemmt“ erschien 1997 in Wolfgang Jeschkes Anthologie *Die säumige Zeitmaschine*.

Eine Randbemerkung noch, um Verwirrung zu mindern: Das in der Geschichte erwähnte fünfte Gebot wird im Judentum und auch in manchen christlichen Konfessionen als sechstes gezählt. „Thou shalt not kill“ ist das schöne alte Englisch der King-James-Bibel, die – anders als unsere Lutherbibel – immer noch der akzeptierte Standard ist.

Retter der Ewigkeit verfaßte ich etwa April bis Juni 2001 gemeinsam mit Gundula Sell speziell für die gleichnamige Anthologie mit Terry Pratchett als Zugpferd, die ich zusammen mit Friedel Wahren für den Heyne-Verlag vorbereitete und in der die Erzählung im November 2001 erschienen ist. Es ist ein weiteres Mysterium fantasticum, spannt allerdings den Rahmen der parodierten Genres viel weiter: Außer SF und Fantasy/Horror hat's da u. a. auch Western und ein Mittelalter à la Eco, aber alles eher in der Machart von Film und Fernsehen. Außer dem eingangs umrissenen strukturellen Muster der Mysterien hat dieses mit der „Frachtluke“ noch eine weitere Gemeinsamkeit: Die Geschichte hat sich ebenfalls aus dem Titel entwickelt. War es aber bei der „Frachtluke“ die pure Experimentierfreude, so trieb mich diesmal die blanke Not. Seinerzeit im Neuen Berlin habe ich grundsätzlich nie eigene Erzählungen in von mir herausgegebene Anthologien aufgenommen, schon gar nicht als Titelgeschichte. Doch ebendas war hier das Problem: Als der Inhalt der Anthologie schon weitgehend feststand, legte jemand im Verlag den Titel „Retter der Ewigkeit“ fest und gab ihn in die Werbung. Nun enthielt der Band zwar eine Geschichte (von Lafferty), in deren Titel die Ewigkeit vorkam, aber weit und breit keine Retter derselben. Ich hörte mich um, ob jemand eine Geschichte kannte, die „Retter der Ewigkeit“ hieß. Fehlanzeige. Ich kramte in meinem Gedächtnis, ob man irgendeine ausländische Geschichte mit Ach und Krach unter diesem Titel übersetzen könnte. Null. Ich suchte im Internet unter „Savio(u)r of Eternity“ und fand Unmengen von Stellen mit diesem Begriff – und sie meinten allemal Jesus Christus. (Wieso eigentlich, ist mir nicht klar geworden; denn, wie auch in der Geschichte erwähnt, der Ewigkeit wird kaum etwas passieren, wovor sie gerettet werden

müßte. In einem Roman von Asimov allerdings, der mich stärker beeindruckt hat als die ganze Foundation-Chose, wird eine Art künstliche Ewigkeit vom Helden wieder beendet.)

Just zu der Zeit erzählte mir Gundula ihre Idee von den Schlüsseln, die Türen zu anderen Welten öffnen. Das wäre ein schöner Rahmen für einen Roman gewesen, aber ich brauchte eine Erzählung, und zwar *sofort*, und komisch oder satirisch oder sonst irgendwie Terry-Pratchett-kompatibel mußte sie außerdem sein. Und „Retter der Ewigkeit“ heißen. Wieso eigentlich? Ja, fiel mir ein, genau das fragt sich der Held auch. Er gerät mit den Schlüsseln in fiktive Welten. Überall wird in einem anderen Sinne irgendwie die Ewigkeit gerettet. Oder so. Und ich dekliniere ein paar populäre Fernsehgenres durch. Aha. Ich schrieb die ersten beiden Episoden und überredete Gundula zur Mitarbeit. (Wieso Überredung? Weil ich der einzige bin, der keine Zeit hat. Alle anderen haben Überhaupt Gar Keine Zeit.) Es wurden sieben Episoden mit der mittleren als Dreh- und Höhepunkt. Von Eco, wird man bemerken, stammt da nicht nur die Klosterbibliothek. Außer den bewußt eingebauten Entwicklungen – etwa, daß die fiktive Welt immer realer wird – habe ich nachträglich ein paar interessante strukturelle Symmetrien entdeckt (wer sich für sowas interessiert, wird sie leicht selber finden). Hinweisen möchte ich auf eine Parallele zu „Die Spinne“: „Retter der Ewigkeit“ spielt im selben Haus, allerdings Jahrzehnte später im anderen Aufgang, Bischofsweg 72. Aber ich bin *nicht* identisch mit Gregor Simsel: ich hatte nie einen Flaschenöffner an meinem Schlüsselbund.

Ich danke abermals den Herausgebern und den Mitarbeitern des SHAYOL Verlages für die engagierte Betreuung des Bandes, dem Illustrator Franz Miklis, der wieder mit Phantasie und Geschick auf meine Vorstellungen zur Gestaltung des Titelbildes eingegangen ist, und selbstverständlich meinen Ko-Autoren, besonders herzlich aber Bernhard Thieme, der seine Übersetzung des „Horla“ zur Verfügung gestellt hat. Bei Guy de Maupassant kann ich mich nicht mehr bedanken, auch wird er meines Dankes nicht bedürfen; ich hoffe indes, daß er, sollte sein Blick vom Parnaß jemals auf dieses Buch fallen, wohlwollend lächeln möge.

Inhalt

Mondphantome, Erdbesucher

Phantastische Geschichten

Seite 5

Phantome

Der Untergang der Erde, vom Mond aus betrachtet 8 / Die Spinne 10 / *Simon Peter**: Die Erzählung des Joseph Faber 20 / Der Graue 25 / w 29 / E 31 / Notiz für meine Autobiographie 35

Zwischen Erde und Mond.

Ein Triptychon

Prolog auf dem Mond 40 / I. Der Passagier 44 / II. Die Verantwortlichen 54 / III. Der Pilot 79

Besucher

Dieser Planet ist bewohnt 90 / Der Omm 100 / *Rolf Krohn & Erik Simon*: Notlandung 121 / Protokoll einer UFO-Entführung 147 / Hep Hasits gute Tat 149 / Raum, Zeit, Iridium 162 / Das Geschenk 167

* *Simon Peter* sind Frank Petermann und Erik Simon.

Schlangweisers Modellbaukasten

Drei Gespräche Isidora Lamues
mit Dr. Robert Schlangweiser

Seite 171

Das Olympische Parlament 173 / Pluralis majestatis 178 / Be-
scheidener Vorschlag Nr. 3 182

Mysteria fantastica

Drei Wanderungen zwischen Wirklichkeiten

Seite 187

Mysterium fantasticum 189 / Die Frachtluke klemmt 194 /
*Gregor Simsel**: Retter der Ewigkeit 215

ANHANG

Guy de Maupassant: Der Horla. Deutsch von B. Thieme 245
Quellen und Anmerkungen 267

* *Gregor Simsel* sind Gundula Sell und Erik Simon.